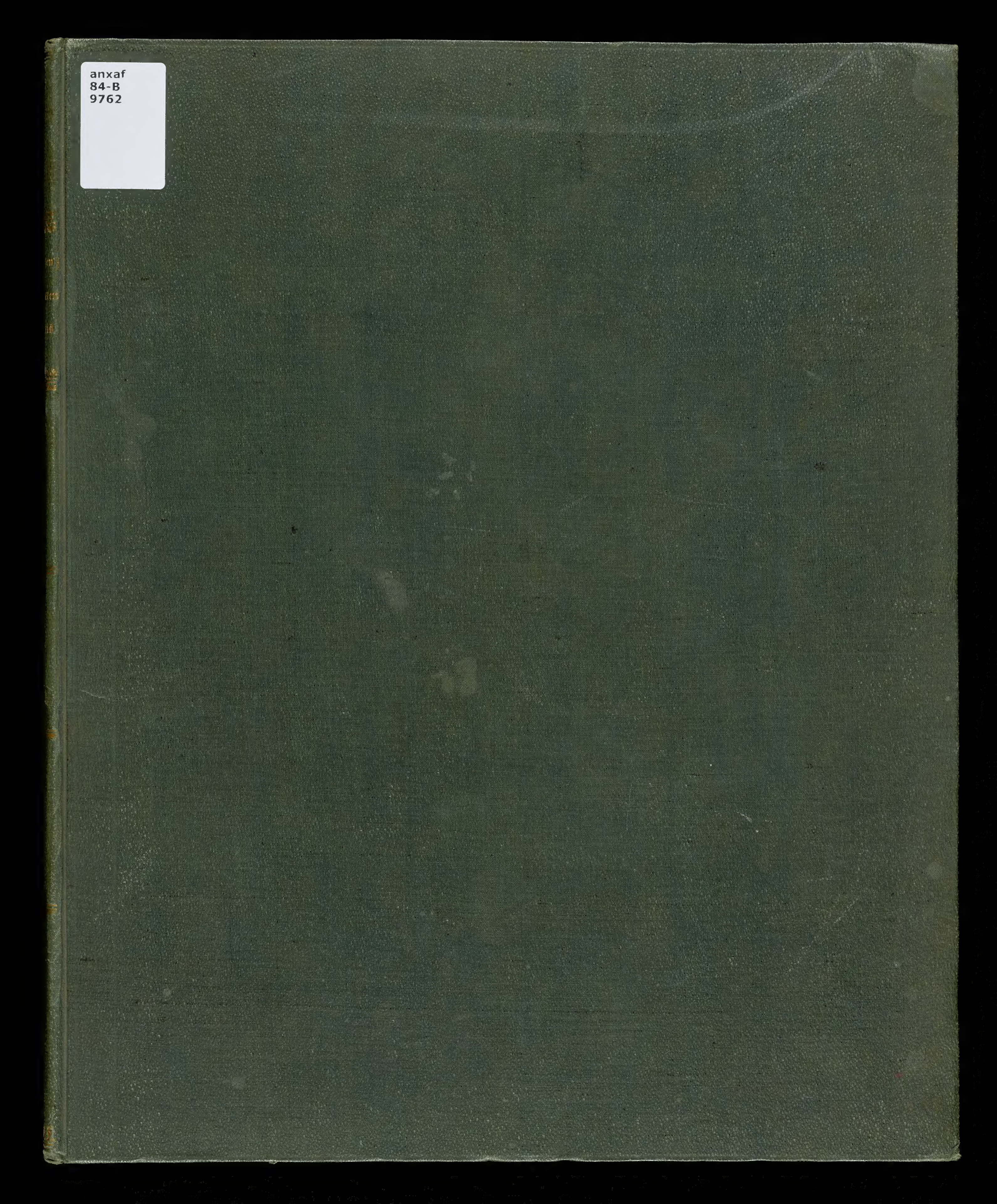
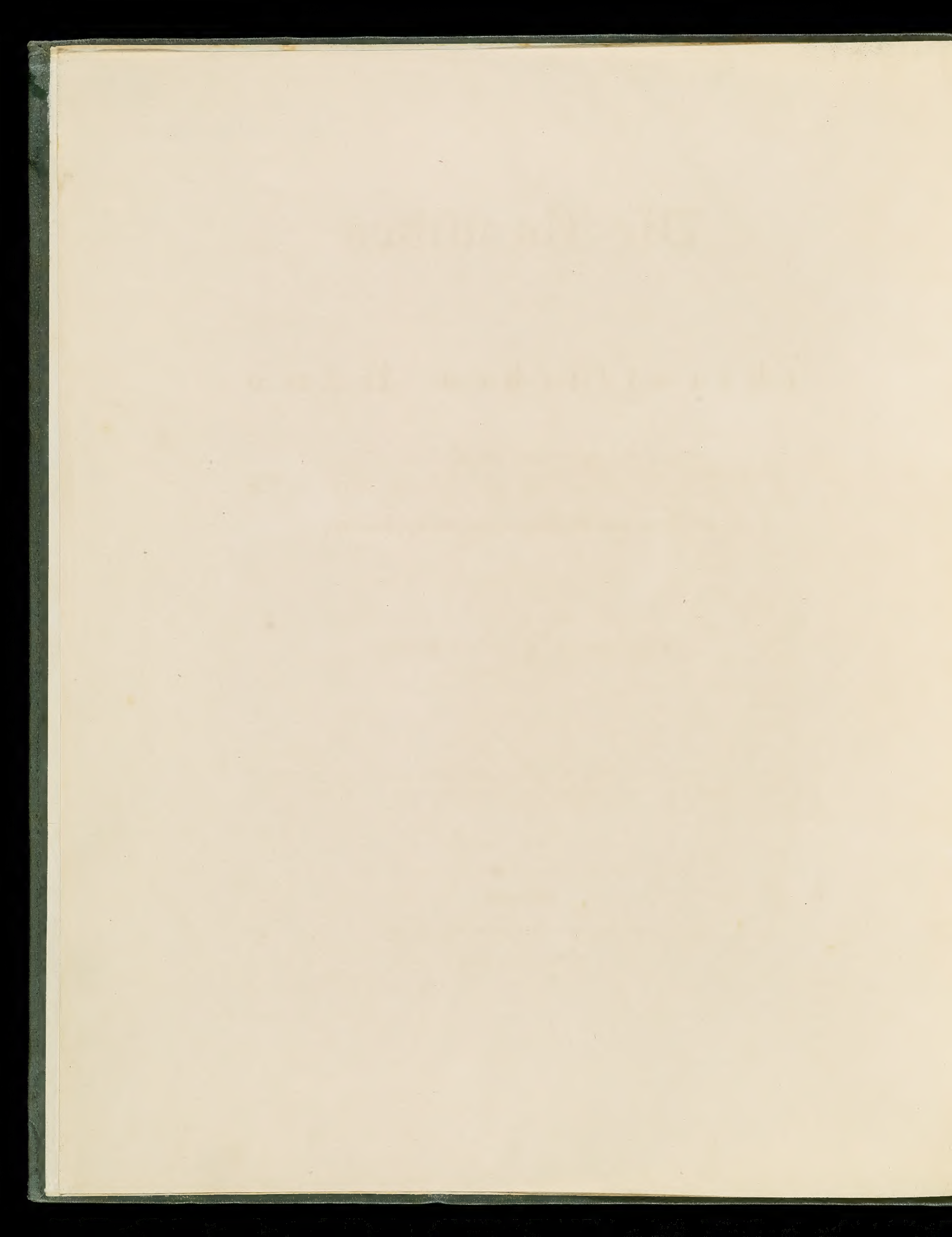




Die Basiliken

des

christlichen Roms

nach ihrem Zusammenhange

mit Idee und Geschichte der Kirchenbaukunst

dargestellt von

Christian Carl Josias Bunsen,

der Philosophie und der Rechte Doctor.

Auch als erläuternder Text zu dem Kupfer-Werke: **Die Basiliken des christlichen Roms** (früher unter dem Titel **„Denkmale der christlichen Religion &c. &c.“**), aufgenommen von den Architecten **J. G. Gutensohn** und **J. M. Knapp.**

München.

Literarisch-artistische Anstalt

der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

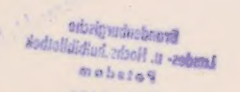
Seiner Majestät

Friedrich Wilhelm dem Vierten

meinem allergnädigsten Könige und Herrn

in tiefster Ehrfurcht

zugeeignet.



Inhalt.

Vorrede.

Im Jahre 1822 erschien die erste Lieferung der „Denkmale der christlichen Religion, oder Sammlung der ältesten christlichen Kirchen oder Basiliken Roms vom 4ten bis zum 13ten Jahrhundert, aufgenommen und herausgegeben von J. G. Gutensohn und J. M. Knapp."

Das letzte Heft erschien im Jahre 1827, nachdem schon geraume Zeit der letzte der beiden Architekten dasselbe allein fortgeführt hatte.

Wenige Werke dieses Jahrhunderts machen der Gewissenhaftigkeit, dem Fleiße und dem Geschmacke der deutschen Künstler und zugleich dem großmüthigen Sinne des deutschen Buchhandels so viel Ehre, wie das gegenwärtige. Der selige Freiherr v. Cotta hat es mit einer Geduld und hochherzigen Freigebigkeit gepflegt, welche die größte Anerkennung fordern, und seine Erben haben ihm, trotz der Schwierigkeiten und Hemmnisse, welche sich der Vollendung entgegensetzten, und trotz des großen darin ruhenden unverzinsten Kapitals, ihre eifrige Fürsorge nicht entzogen.

Jener hochverdiente Beförderer deutscher Wissenschaft und Kunst faßte den Gedanken zu dieser Unternehmung während seines Aufenthalts in Rom im Jahre 1818, gleichzeitig mit der Uebernahme der Beschreibung Roms. Die Schönheit der römischen Basiliken machte einen großen Eindruck auf sein Gemüth: und indem er ihre Wichtigkeit für den ganzen christlichen Kirchenbau auffaßte, sah er in einem Werke, welches sie gewissenhaft darstellte und wissenschaftlich behandelte, ein Mittel, aufstrebende vaterländische Künstler in Rom ersprießlich zu beschäftigen.

Gewiß war die Unternehmung, welche jetzt, nach mehr als 20 Jahren, vollständig an

das Tageslicht tritt, eine in mehrfacher Beziehung bedeutende und anziehende. Die Basiliken Roms sind der Typus und das Vorbild fast aller Kirchen des westlichen Europa's geworden: sie stellen eine mehr als eilfhundertjährige Reihe merkwürdiger, großen Theils einzig prachtvoller Kirchen dar, die, bei großer Verschiedenheit, aus Einem Gedanken hervorgegangen sind: sie schließen noch jetzt mehr Reste kirchlicher Baukunst und überhaupt altchristlicher Kunst in sich, als irgend eine andere Reihe, die man ihnen entgegensetzen könnte. Es ist ferner in unserer Zeit anerkannt, daß an die wahre Wiederherstellung des klassischen Baustyls, welche im 15ten und 16ten Jahrhundert mit unzureichenden Mitteln angestellt wurde, im 17ten und 18ten aber entschieden mißglückte, in unserer Zeit nicht gedacht werden kann, so lange Künstler und Denker die Entwicklung jenes Baustyls in der griechisch-römischen Welt nicht rein und vollständig vor sich haben. Und wer sieht nicht, daß die römischen Basiliken die alten Elemente mit achtungswerthem Sinne und Ernste, in einem der bedeutendsten Theile der Baukunst, den neuen Bedürfnissen anzupassen streben? Ja, endlich für ein lebendiges Verständniß der germanischen Baukunst des Mittelalters und für die daran geknüpfte Möglichkeit ihrer fruchtbaren Neubelebung ist eine solche Kenntniß der alten Basiliken anerkanntermaßen von der größten Bedeutung.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts gab der römische Prälat Ciampini sein schätzbares Werk über die Basiliken Roms heraus, mit mehreren Grundrissen und Ansichten. Diese Pläne sind weder vollständig noch genau. Aber selbst die zum Theil höchst seltenen und kostbaren Monographieen der Hauptkirchen Roms lassen vieles zu wünschen übrig, abgesehen davon, daß sie, selbst in den größten öffentlichen Bibliotheken, selten vollständig vorhanden sind. Agincourts Werk giebt allerdings eine Zusammenstellung, aber eine höchst ungenügende, und von Unrichtigkeiten wimmelnde. Dem Bedürfnisse einer genügenden Sammlung nun wünschte der Freiherr von Cotta dadurch zu genügen, daß er zwei fähige Künstler beauftragte, jene unschätzbaren Denkmäler auf seine Kosten von neuem aufzunehmen und darzustellen. So ward die ehrwürdige St. Paulskirche noch vor dem unglücklichen Brande mit ihren Denkmälern ganz neu aufgenommen.

Dem ursprünglichen Gedanken der genannten Künstler gemäß, sollte mit dem letzten Hefte eine von dem, kürzlich verstorbenen, Professor Nibby angefertigte Darstellung des Ursprungs und der einzelnen Theile der alten Basilike erscheinen, als Einleitung des erklärenden architektonischen Textes der einzelnen Kupferplatten.

Nach der Erscheinung der Beschreibung Roms war es aber der lebhafte Wunsch des seligen Herrn Verlegers, daß beide Werke in ein fruchtbares Wechselverhältniß gebracht

werden möchten. Beide sollten selbstständig, aber sich gegenseitig erläuternd, neben einander stehen. Die Ergebnisse der geschichtlichen Forschung über die einzelnen Kirchen sollten hier vorausgesetzt und für die Anordnung so benutzt werden, daß für die nähere Beschreibung, jenseits Erklärung der Buchstaben und Zahlen der einzelnen Platten, auf jenes Werk verwiesen würde. So mußte also auch eine antiquarische Forschung über Ursprung und Abtheilung der alten Basiliken, wie sie Herr Nibby versucht hatte, wegbleiben. Dieser Aufgabe war in der entsprechenden Abtheilung des ersten Bandes der Beschreibung genügt: außerdem hatte die, in jenem Werke niedergelegte Forschung Verschiedenes berichtigt und die Forschung weiter geführt.

Dagegen war jenem Werke natürlich fremd geblieben eine andere Arbeit, ohne welche die Darstellung der einzelnen Kirchen ein loses Bauzeug der Forschung bleiben mußte, das aller Einheit und wissenschaftlichen Bedeutung entbehrte.

Die Anordnung der Basiliken nach der Zeitfolge konnte allerdings, nach den Ergebnissen jener Forschungen, zum ersten Male auf einer Grundlage vorgenommen werden, die von der des Agincourtschen Textes, und ähnlichen, sehr verschieden ist, aber doch im Ganzen wohl sicher seyn möchte. Es schien wichtig, sie festzustellen, um den Gang der Entwicklung des christlichen Kirchenbaus von manchen Irrthümern und Dunkelheiten zu befreien. Allein es mangelte noch eine Nachweisung des Zusammenhanges der ältesten christlichen Basiliken des Westens mit denen des Morgenlandes, beider mit den alt=römisch=hellenischen. Ueber die letzteren haben erst die neuesten Herstellungen des trajanischen Forums und der anderen Foren Roms, verglichen mit dem, was Pompeji und Herculanum darbieten, einige der schwierigsten Punkte gelöst.

Endlich konnte kaum abgewiesen werden die Frage nach dem innern und äußern Zusammenhange des Basilikenbaues mit der großen Erscheinung des späteren Mittelalters, dem germanischen Kirchenstyle. Und sollte alles dieses für die Gegenwart fruchtbar gemacht werden, so durfte zum Schluß ein Blick auf die Idee des Kirchenbaues und die praktischen Bedürfnisse unserer Zeit nicht fehlen.

Dies waren die Forderungen, welche der Herausgeber sich stellen zu müssen glaubte, als er sich entschloß, den Wunsch jenes hochverdienten Mannes zu erfüllen. Es ist nicht dieses Ortes, den Leser mit den Umständen zu behelligen, welche die Erscheinung des folgenden Aufsatzes so übermäßig verzögert haben. Es wird genügen, zweierlei anzudeuten. Zuerst, daß es nicht die Schuld der Verlagshandlung sey, deren Geduld vielmehr durch die, vom ersten Anfange der Arbeit gerechnet, ins dritte Jahrzehend verschobene Vollendung des Werks,

auf eine schwere Probe gestellt worden. Was aber den Herausgeber betrifft, so hat er die Erklärung der einzelnen Tafeln erst in vorigem Jahre unternommen. Hinsichtlich der erläuternden Abhandlungen wurde es ihm unmöglich, sich zur Uebernahme jener Arbeit zu entschließen, ehe er die Forschungen über die einzelnen christlichen und antiken Basiliken abgeschlossen. Dieß konnte erst 1838 geschehen. Es handelte sich darum, in wenigen Zügen zusammen zu drängen, was sich ihm als geschichtliche und praktische Ausbeute topographischer und anderer Forschungen für denkende Künstler und kunstliebende gebildete Leser darzubieten schien. Die Anschauung der herrlichen Denkmäler Englands und Frankreichs, und manche daran sich knüpfende Belehrung ist hoffentlich auch nicht ohne Frucht für diese Darstellung geblieben. Auch den Mittheilungen seines vieljährigen Freundes und Mitforschers, Professors Stier in Berlin, freut er sich vieles zu verdanken.

Den gelehrten Unterbau der Darstellung mehr hervortreten zu lassen, schien der Natur des Werks entgegen. Wer nachgräbt, wird ihn schon finden.

London, den 31. Mai 1842.

Bunsen.

Einleitung.

Die bisherigen Ansichten und Urtheile über die christlichen Basiliken.

Seit fünfzehnhundert Jahren sind die Basiliken Roms die Bewunderung der christlichen Welt. Paulinus und Prudentius wetteifern in begeistertem Lobe, jener des Konstantinischen Baues im Vatican, dieser des Theodosischen vor dem Ostiensischen Thor. Die Lebensbeschreiber der Päbste und alle Geschichtsschreiber des Mittelalters, welche Rom berühren, heben die Erbauung, Herstellung und Ausschmückung der Basiliken als eine der größten Ruhmesherrlichkeiten in der Regierung eines jeden Pabstes hervor; und in den uns erhaltenen, leider wenig zahlreichen Stimmen der Millionen, welche in jenen Jahrhunderten aus dem übrigen christlichen Abendlande gen Rom gepilgert sind, mischt sich ihre Bewunderung dieser Kirche mit dem Ausdrucke ihrer Andacht. Was davon nun ist reine Empfindung der Schönheit? was die Macht des Heiligen, welche bei den Werken der Baukunst, insbesondere bei Gotteshäusern, das Urtheil, nicht blos der Menge, beschleicht und besticht? Was darin ist reine Kunstempfindung, was Staunen der Ueberraschung? Aber wie wenig Urtheil über das Schöne wir auch den Männern jener Zeit einräumen wollen, Stimmen entschiedener Anerkennung schallen uns auch aus dem lebendigen, schöpferischen Zeitalter der italienischen Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften entgegen. Der erste jener Wiederhersteller, Brunelleschi, hielt die Basilika, als antiken Geschlechtes, und wegen der Einfachheit ihres Grundgedankens, im Gegensatze der späteren Verworrenheit der einen und des fremden Baustyls der andern, offenbar sehr hoch. Er wollte die alte Basilika allerdings mit Bewußtseyn und mit Anwendung des römischen Gewölbprinzips herstellen, und er nahm bei dieser Herstellung die ausgebildete Kreuzform an, welche den alten Basiliken fremd ist. Aber seine Kirchen sind doch den römischen Basiliken näher als den mittelalterlichen. Dem Ende des sechszehnten und dem siebenzehnten

Jahrhunderte gelang es indessen, in der Verfolgung des antikischen Prinzipes der Wiederherstellung, die Basiliken, so weit jene kunstfertige, aber begeisterungslose und ideenarme Zeit sie nicht zerstören oder unkenntlich machen konnte, doch so in Vergessenheit zu bringen, daß das achtzehnte Jahrhundert sich auch hier den Weg gebahnt fand. Es ward nun fast allgemeine Sitte, auf jene Denkmäler, als auf die längst abgethanen Versuche einer barbarischen Zeit, herabzusehen. Goethe ist in dem für alles Höhere dunklen und blinden Jahrhundert der erste, welcher mit Ehrfurcht und Liebe von den alten Basiliken redet; nämlich während seines zweiten römischen Aufenthalts, bei der Beschauung der Paulskirche. Mehr von ihm und jenen Briefen zu verlangen, wäre im höchsten Grade ungerecht. Mit Achtung vor der Vergangenheit und Ehrfurcht vor edlem Streben der Vorzeit war der erste Schritt zum Verständniß gethan. Es ist seit Goethe doch erst wieder anerkannt und verstanden, daß die alten christlichen Basiliken der Grundtypus des abendländischen Kirchenbaues sind, und daß sie, vereint mit den romanischen und germanischen Bauten des Mittelalters, einen Gegensatz bilden zu den spielenden, willkührlichen, styllosen Bauten und Formen der letzten drei Jahrhunderte. Wir können also einestheils uns nicht mehr mit jenen einseitigen Lobreden auf die römischen Basiliken genügen lassen, welche von der spätern Entwicklung der abendländischen Baukunst gar keine Kunde nehmen. Noch weniger aber können wir uns andrerseits das Maaß des geschichtlichen, liturgischen und künstlerischen Werthes jener Basiliken von denen bestimmen lassen, welche jener ganzen Entwicklung des Kirchenbaues mit einer Verneinung entgegentreten. Wir werden erst versuchen sie zu verstehen, und zu diesem Zwecke wird es geeignet seyn, vor allem die verschiedenen Ansichten der Günstigen wie der Widersacher zu betrachten, um den Standpunkt der Untersuchung zu erkennen, und die Methode der Forschung und Betrachtung festzustellen. In unserm Jahrhunderte nun hat der Streit für und gegen die alten Basiliken und deren romanische und germanische Ausbildung wieder heftig begonnen. Es ist offenbar ein Kampf nicht blos zwischen Künstler und Künstler, oder zwischen Künstler und Alterthumsforscher, sondern, bewußt oder unbewußt, zwischen großen geistigen Richtungen in der europäischen Menschheit, welche um die Herrschaft der Geister ringen. In ganz Europa stehn auch hier schroffe Gegensätze einander gegenüber, welche den Einsichtigern das Verständniß erschweren.

Wir wenden uns zuerst an die bisherigen Bewunderer und Lobredner der römischen Basiliken. Als die achtungswerthesten Stimmführer unter ihnen dürfen wir wohl Ciampini und Agincourt ansehen. Das allgemeine Echo der von diesen Männern ausgesprochenen Ansichten findet sich in Dutzenden von Reisebeschreibungen und Monographien wieder. Von diesen Beschreibern und Bewunderern nun werden die römischen Basiliken gepriesen wegen ihres entscheidenden Einflusses auf den Kirchenbau des Abendlandes, wegen ihres ehrwürdigen Alters, wegen der erstaunlichen Größe der einen, und der seltenen Pracht der anderen. Alles dieses mit vollem Rechte.

Denn zunächst sind gewissermaßen, wie wir unten zu beweisen hoffen, alle Kirchen des

Abendlandes, im Gegensatze der morgenländischen Urform, aus dem Basilikenbau hervorgegangen; ja die Basiliken sind auch dem ältesten christlichen Morgenlande nicht fremd. So wie dieses anerkannt wird, ist die hohe Bedeutung der römischen Basiliken für das Verständniß der christlichen Baukunst ausgesprochen. Denn Rom ist es, welches von dem ursprünglichen Basilikenstyle die ältesten und großartigsten, so wie die reinsten Muster bewahrt, und in ihnen — auch hierdurch einzig — eine in sich zusammenhängende, mehr als tausendjährige Entwicklungsreihe darstellt. Was aber ferner den Reiz der Dauer und die Ehrwürdigkeit des Alters betrifft, so finden wir wiederum nur in jener wunderbaren Reihe eine vierzehnhundertjährige Basilike, Santa Maria Maggiore, und eine bald anderthalb tausendjährige, St. Paul, beide, trotz Erneuerung, Brand und Zerstörung, noch wesentlich im ältesten Basilikenschmucke prangend.

Hinsichtlich der Größe sind fast alle Basiliken Roms sehr ansehnlich und stattlich, und die größte derselben, die Basilike von St. Peter, ist im Grundplane nur durch die neue Kirche überboten, welche sie aus dieser Reihe verdrängt hat. Die St. Paulskirche steht noch jetzt den kolossalsten Bauten des späteren Mittelalters, den Domen von Mailand, Cöln und Sancta Sophia, gleich und übertrifft ihre romanisirte Schwester in London an Größe. Dazu kommt, daß bei den spätern Kirchen ein großer Theil des Umfangs auf die, dem Basiliken-Typus fremden, Seiten-Ausbauten jener Kirchen fällt; wogegen bei den Basiliken die Haupttheile verhältnißmäßig groß sind, und die übersichtliche Einfachheit ihres Typus sie noch größer erscheinen läßt.

Was endlich den Punkt des kirchlichen Schmuckes betrifft, welchen jene Basiliken enthalten, so machen wenige ihnen hierin den Rang streitig, wenn wir auch das Seltene und Alterthümliche, das ihnen allein eigen ist, nicht in die Waagschale legen wollen.

Indem wir also jenem Preise der römischen Basiliken mehr als beistimmen, finden wir uns doch allerdings in einer nicht geringen Verlegenheit, wenn wir versuchen, daraus eine Belehrung zu schöpfen für den Zweck unserer Untersuchung. Denn dieser kann doch wohl kaum ein anderer seyn, als daß wir versuchen zu erkennen, welche Stelle jenen Basiliken in der christlichen Kirchenbaukunst überhaupt anzuweisen seyn möchte. Nun berühren aber alle jene so anziehenden, so merkwürdigen, so erstaunlichen Umstände doch nicht das innerste Wesen und die dauernde Zweckmäßigkeit dieser Kunst, und nur aus diesen würden wir wohl den Maaßstab hernehmen dürfen zum Beurtheilen des bleibenden Werthes der Basiliken und ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Denn die Ueberlegung zuvörderst von dem mächtigen Einflusse eines Baustyles, oder von der tausendjährigen Dauer und der scheinbaren Unzerstörbarkeit eines Bauwerkes kann einen schon vorhandenen inneren Kunstwerth wohl erhöhen, aber nicht ihn geben, wo er fehlt: sie kann eben so eine Kunstempfindung wohl verstärken, aber nicht sie begründen. Wäre ferner die Größe Grund und Maaßstab des Kunstwerthes und der Kunstwirkung, so müßten ja die umfangreichsten Kunstwerke überhaupt, als solche, mit Recht den größten Eindruck hervorbringen. Dieß sind sie aber so weit entfernt zu thun, daß dem gebildeten Sinne ein

großes, gedankenarmes Gebäude — wie der Pallast Karls des Dritten in Caserta — einen um so geringeren Eindruck als Kunstwerk hervorbringt, je größer sein Umfang erscheint. Sollte endlich den Basiliken, als Werken der Baukunst, der Werth des Schmuckes angerechnet werden dürfen, den die andern Künste ihnen geliehen? Hier gerathen wir aber auch schon auf ein höheres Gebiet; denn wir sind gezwungen uns zu fragen, welchen Platz überhaupt die Baukunst unter den bildenden Künsten einnehme? ob ihr großer Eindruck auf die Gemüther dem Umstande zugeschrieben werden dürfe, daß die übrigen Künste sich gegenseitig mehr ausschließen als berühren, die Architektur dagegen Bildnerei und Malerei nicht allein in sich aufnehmen kann, sondern ihren herrlichsten Hervorbringungen erst den rechten Platz anweist und gleichsam die höchste Weihe ertheilt? Wird hier nicht, eben wie bei den andern sogenannten Erklärungsversuchen, die Hauptsache, mit Recht oder mit Unrecht, vorausgesetzt? nämlich der innere Werth des Kunststyls des Werkes?

Es mag also immerhin wahr sein, daß den Werken der Baukunst etwas eigenthümlich Anziehendes und Heiliges inwohnt; es mag auch nicht auf einer Täuschung der Alterthums-liebe oder auf der Unklarheit einer flüchtigen Kunstschwärmerei beruhen, daß die alten Basiliken diese Empfindung in einem besonders hohen Grade hervorrufen. Jene Betrachtungsweisen führen uns doch weder in das Wesen der Baukunst überhaupt ein, noch in das der alten Kirchen Roms insbesondere, und können also auch nicht fruchtbar werden für das rechte Verständniß der uns vorliegenden Abbildungen. Denn die wahre Würdigung des Basilikenbaues setzt die Erkenntniß von dem voraus, was Bauwerken im Allgemeinen, und christlichen Kirchen insbesondere den wahren Werth verleiht; und davon schweigen jene sonst so beredten Lobredner ganz. Vielleicht nun werden uns die Gegner des Basilikenbaues hierüber besser belehren. Auch hier lassen wir den Weg einer geschichtlichen Darlegung der architektonischen und ästhetischen Theorien und Ansichten zur Seite, und halten uns nur an die allgemeinen Gegensätze der Ansichten welche sich durch dieselben durchziehen. Denn auch die Künstler werden von diesen beherrscht, obgleich sie sich dessen selten recht bewußt sind. Der Baustyl, in welchem sie arbeiten, bedingt einen großen Theil ihrer Leistungen; und die Voraussetzungen, aus welchen heraus ein Zeitalter arbeitet, sind oft wichtiger und entscheidender für den bleibenden Kunstwerth seiner Hervor-bringungen, als der Grad der Tüchtigkeit in den Werken, welche unter der Herrschaft jener Voraussetzungen entstehen.

Bei diesem Ueberschauen der Gegensätze begegnen uns zuerst gar stürmische und unfreundliche Männer. Dieß sind nämlich diejenigen, welche behaupten: es möge sich mit dem Werthe der Baukunst verhalten, wie es wolle, das Vorurtheil für jene Basiliken sei ganz unbegründet, wenn man einen innern Werth für sie in Anspruch nehme: ihr Ansehen beruhe eben nur, theils auf der antiquarischen Vorliebe christlicher Forscher, theils überhaupt auf der bestechenden Ehrwürdigkeit des Alterthums; oder das Lob der Basiliken sei endlich geradezu eine sentimentale Grille der romantischen Schule, deren Tag auch auf diesem Gebiete vorübergegangen. Was

aber das Richtige und das Beste sei, darüber sind diese Gegner selbst wieder sehr verschiedener Meinung. Die einen treten in die Schranken ein, angethan mit der glänzenden Rüstung der klassischen Baukunst, und behaupten, wem die Herrlichkeit der antiken Architektur aufgegangen sey, der könne auf jene Erzeugnisse einer verfallenen Kunst und einer gesunkenen Zeit nur mit mitleidsvollem Lächeln herabblicken. Aus diesem feindlichen Haufen nun müssen wir zuvörderst bitten einige ausscheiden zu dürfen, welche uns, wie wohl gerüstet sie auch sonst sein mögen, doch nicht mit redlichen Waffen zu kämpfen scheinen. Denn offenbar muß, wer über den Werth eines christlichen Bauwerks mitreden will, eine selbständige christliche Kirchenbaukunst überhaupt annehmen. Manche unserer Gegner aber gestehen, sei es durch Worte oder durch Werke, wissenschaftlich oder bauend, daß ihnen der Kirchenbau überhaupt nur ein verdorbener Tempelbau sei, wie das Christenthum selbst ein einseitiges, jüdisch-mönchisch verdumpftes Heidenthum. Die künstlerischen Naturen unter ihnen wollen wohl versuchen, ob es ihnen gelänge, uns einen „heitern Tempel" zu schaffen; etwas ganz Befriedigendes mögen sie selbst uns kaum versprechen. In dieser Sinnesart haben sie zu klangreichen Glaubensbrüdern diejenigen, welche in der Kirchenmusik nur eine gefesselte Opernmusik erkennen, und auf den alten Kirchengesang mit derselben Verachtung herabsehen, wie jene Baumeister auf unsere Basiliken. Mit diesen nun wollen wir hier auch nicht streiten, da der Streit offenbar nicht auf dem Felde der Kunst liegt. Wir wollen sie vielmehr ruhig den Göttern überlassen, welche sie anbeten: vielleicht, wenn sie nur recht fromme Heiden sind, werden diese sich der Spätlinge ihrer Verehrer annehmen.

Nach den bisherigen Werken derselben zu urtheilen, scheinen sie uns jedoch wenigstens den Musen und Grazien von Hellas nicht mit Erfolg geopfert zu haben. Denn die aus jener Ansicht hervorgegangenen Kirchenbauten würden diesen Göttinnen schwerlich gefallen, weder durch wohl verstandene Ordnung der Theile, noch durch Anmuth der Verhältnisse. Ja, die Werke ihrer Vorgänger aus dem achtzehnten Jahrhunderte erscheinen schon jetzt übermäßig alt und überlebt. Wie aber, wenn vielleicht, trotz aller besser verstandenen Profilirungen, trotz aller genaueren Erforschung des Aechthellenischen, trotz aller aufgeputzten und speculativ gefärbten Redensarten, diese ganze neue himmelstürmerische Richtung nichts wäre, als die nach der neuesten Mode aufgestutzte Perücke des achtzehnten Jahrhunderts? Es ist (nebenbei gesagt) ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit und eine Ironie des Schicksals, daß, während diese Perückenzeit allgemein belächelt wird, und noch in entschieden üblem Rufe steht, während es Mode ist, ihre Mode zu belächeln, doch so viele dieser Kritiker ihr praktisch huldigen, namentlich in Frankreich, und, in Folge französischen Einflusses, in England.

Haben wir nun dergestalt jene Feindseligen entfernt, so scheint uns ein günstigeres Licht zu leuchten. Es treten uns andere Männer der Wissenschaft und Kunst entgegen, welche so weit entfernt sind, dem Christenthnm seine Selbständigkeit streitig machen zu wollen, daß sie eine christliche Kunst nicht allein fordern, sondern selbst uns eine solche schaffen wollen, so

daß sie ihrerseits gewiß recht viel davon halten müssen. Wie könnte jedoch, sagen sie, eine Form als christlicher Typus gelten, welche nur zufällig eine christliche geworden? Diese Basiliken sind ja anerkanntermaßen von den alten Gerichts-Basiliken entlehnt, und ursprünglich nur dadurch in architektonischer Hinsicht von ihnen unterschieden gewesen, daß jene nach den Gesetzen der ächten klassischen Kunst schön aufgeführt waren, diese dagegen den Stempel einer gesunkenen Kunst und einer verfallenen Zeit an sich tragen. Sie haben deßhalb eigentlich nie für die Kirchen gepaßt, und am wenigsten sollten sie, mit allen von ihnen herstammenden Kirchenbauten, als Typus geltend gemacht werden in einer wiedergeborenen und mit der wahren wissenschaftlichen Erkenntniß befruchteten Zeit! Dieß klingt nun recht gründlich, auch nicht so ganz trostlos für die christliche Baukunst; aber allerdings für unsere Basiliken ist diese Ansicht so wenig hoffnungsvoll, daß man im ersten Schrecken versucht sein möchte, dieselben lieber ganz aufzugeben, als mit jenen Männern sich in den Kampf einzulassen: mit solcher Sicherheit und Ueberredungskunst treten sie auf. Vielleicht gewinnen wir wieder etwas Muth, wenn wir, näher herantretend, die Basiliken, die alten, wie die neuen, unbefangen anschauen, und dann nach dem Beweise einer so zuversichtlichen Behauptung fragen; denn diesen Beweis sind jene bis jetzt schuldig geblieben. Ja, wenn wir recht offen reden sollten, so haben sie, vielleicht wegen der Unmittelbarkeit und Gewißheit ihrer Anschauungen, es nicht einmal der Mühe werthgehalten, uns einen anschaulichen Begriff zu geben, weder von jenen antiken Basiliken, welche die Christen dem Heidenthum sollen entwandt haben, noch von der eigentlichen Gestaltung, Einrichtung und inneren Entwicklung der ersten christlichen Basiliken selbst, die aus diesem Diebstahl (wie sie sagen) hervorgegangen sind. Wenn sie nun dieses alles wußten, was wir doch annehmen müssen, so haben sie sehr Unrecht gethan, es uns, die wir es noch zu lernen haben, und uns so gern eine eigene Untersuchung ersparen möchten, so lange und so hartnäckig vorzuenthalten. Denn wie wir, ohne jene Punkte erkannt zu haben, uns wissenschaftlich oder praktisch ein Urtheil erlauben dürften, will uns nicht klar werden. Die Sache ist aber, wenn wir nicht irren, auch nur von der praktischen Seite angesehen, von großer Wichtigkeit. Denn hätten jene Recht, so könnten wir ja nichts Besseres thun, als die lästigen Fesseln eines aus Zufall hervorgegangenen, aus Ohnmacht angenommenen, durch Mißverständniß und Aberglauben erhaltenen Typus zu sprengen und von uns zu werfen. So aber verstocken wir uns in unserem Irrthum, und vielleicht gerade im entscheidenden Augenblicke. Wenigstens dadurch vermögen wir nicht uns über ihren Machtspruch zu beruhigen, daß wir die Werke ansehen, welche aus jener freien Kunstschöpfung hervorgegangen. Sie sind sämmtlich unter sich nur in der Abweichung von der hergebrachten Form übereinstimmend: es scheint also, daß bisher keiner von ihren Meistern den andern überzeugt hat, und noch weniger Beschauer und Bauherrn. Ja manche Kirchen dieser Art, welche am meisten Anspruch auf Schönheit machen, werden schon jetzt für die mißlungensten gehalten, und sind wenigstens regelmäßig die unbrauchbarsten. Eine Schönheit ohne

Zweckmäßigkeit muß uns aber ganz besonders bei einer klassischen Kunstrichtung bedenklich erscheinen. Denn so viel ist von allen zugegeben, daß die antiken Bauwerke wesentlich zweckmäßig sind, und daß Hellas Muse nichts von der Schönheit eines Kunstwerkes weiß, die von der Anschauung ihres Gegenstandes und Zweckes getrennt werden könnte.

So werden uns also nun vielleicht die ehrenwerthen Männer am meisten befriedigen, welche, in dritter Linie stehend, etwa so reden: „Die alten Christen seien keinesweges so übel berathen gewesen, als sie den Basilikentypus gebildet; nur die Ausführung des guten Gedankens lasse viel zu wünschen übrig. Das sei aber nicht zu verwundern. Diese Ausführung habe bisher sehr unglücklich ausfallen müssen, da man, weder damals noch später, die Gesetze der ächten klassischen Baukunst auf jenen Typus angewandt. Es werde genügen, dieses mit voller Freiheit für die weitere Behandlung der einzelnen Theile zu thun, um uns die vollkommenen christlichen Basiliken zu verschaffen." Dieß scheint nun wirklich eine bezaubernde Aussicht. Denn die Schönheit alter Basiliken, wie z. B. der Aemilischen und Ulpischen, ist unbezweifelt: wir werden nun, in unserer kosmopolitischen Allgemeinheit und kritisch-eklektischen Griechheit, beide vielleicht noch übertreffen. So hätten wir uns also vorerst allen Schmuck der klassischen Baukunst gesichert, und erhielten dabei zugleich in Wahrheit eine christliche Kunst. Wenn wir uns nun gar, mit einigen französischen Modeschriftstellern und Künstlern aus der neusten romantischen Schule, des christlichen Standpunktes so umfassend bemeistern, daß wir die Alterthümlichkeiten der Katakomben, die symbolischen Zierrathen des Mittelalters, die üppige Fülle der „Renaissance" und die Schnörkel Ludwigs **XIV.** in unsern Styl vereinigen, so ist unser Triumph vielleicht gewiß. Das Christliche giebt ein überaus ehrwürdiges Ansehen, und verspricht entschieden Mode zu werden. Die Vereinigung des Widersprechenden ist aber, nach manchen Zeichen, vielleicht das große Losungswort der Zeit, zum Spotte aller früheren Jahrhunderte. So wäre alles befriedigt; Altes und Neues, Kirchliches und Weltliches wäre vereinigt; der Geist und das Fleisch, Glaube und Wissen versöhnten sich: und das goldene Zeitalter hat vielleicht schon durch die Kirchenbaukunst begonnen, ohne daß wir es gemerkt haben.

Schwierig muß die Sache doch an sich wohl sein, denn die großen schöpferischen Geister, welche am Ende des fünfzehnten, und in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts die klassische Baukunst auf unsere Kirchen anwandten, sind anerkanntermaßen damit nicht durchgedrungen. Aber vielleicht war dieß der Fall, weil sie die klassische Kunst nicht frei anwenden und durchführen durften. Wenn es nur nicht schiene, als hätten die Wunderlichen dieß gar nicht einmal gewollt! Denn in ihrer Säulenordnung, in dem Schmucke ihrer Pfeiler, in der ganzen symbolischen Sprache ihrer Linien, worin ihnen doch niemand etwas vorschrieb, sind so viele bewußte und absichtliche Abweichungen von dem Antiken, welches sie vor ihren Augen hatten, und vielleicht ungleich lebendiger fühlten als jene, daß man sich nicht berechtigt halten darf, anzunehmen, sie hätten wirklich die Aufgabe der Wiederherstellung der Kunst sich so unbedingt antikisch gestellt.

Aber, was uns am meisten auf der Seele liegt, und uns sehr bedenklich macht, ist noch etwas Anderes. Gerade weil wir die antike Kunst so hoch stellen und so innig bewundern, wird es uns schwer zu glauben, die ganze Ausbildung des Säulen- und Gebälke- und Giebelbaues, mit allen ihren Linien und Profilen; hange so wenig mit dem inneren Wesen des Gegenstandes der Baukunst, das heißt mit der Natur- und Kunstanschauung, mit dem Glauben und Leben der Hellenen, zusammen, daß wir das Ganze als eine fertige Gemeinsprache der Kunst nur anwenden dürften, um unsere Anschauung, unsern Glauben, unser Leben auszusprechen. Allerdings muß durch jede große weltgeschichtliche Kunstrichtung, und also besonders durch die griechische Kunst, der Menschheit ein allgemeines, bleibendes Gut erworben sein; wir können auch nicht sagen, daß dieses nur der Säulenbau im Allgemeinen sei, denn diesen finden wir schon Jahrtausende früher in Aegypten; es muß also auch die besondere, hellenisch-römische Ausprägung desselben bis auf einen gewissen Grad hin berücksichtigt werden. Aber welcher ist der? Wie weit läßt sich von diesem antiken Typus abweichen, ohne ihn zu zerstören? und wo liegt das bejahende Prinzip des Abweichenden? Wo ist der leitende Grundsatz in der Anwendung? Uns hier blindlings dem Genius unserer Künstler anzuvertrauen, das scheint nach der bisherigen Erfahrung doch nicht ganz unbedenklich.

Sollte denn wirklich nur das rein der Antike Entnommene auf innerlichen Gesetzen beruhen? sollte das, was sich in der christlichen Baukunst abweichend gestaltet, nicht eine tiefe Begründung haben in dem unbewußt empfundenen, aber richtig angeschauten Wesen derselben? Können wir hoffen, dieses Wesen ganz neu darzustellen, und unserer Darstellung in der Anschauungs- und Gefühlsweise des Volkes eine bleibende Geltung zu geben? Ahnen die, welche dergleichen unternehmen, auch nur von ferne, was dazu gehört? Und wenn dieß der Fall ist, haben wir denn die christlichen Basiliken nicht etwas voreilig bei Seite geworfen? Sollte denn wirklich in ihnen das vom antiken Kanon Abweichende nur das Erzeugniß des Verfalls der Zeit und der Versunkenheit der Kunst sein? Schwerlich! falls der Unterschied zwischen Cicero und dem heiligen Augustinus, zwischen Horaz und Hugo Grotius, zwischen Seneka und Thomas von Kempen mehr ist, als daß diese, mit den Alten verglichen, ein mehr oder weniger verdorbenes Latein geschrieben. Sollte nicht vielmehr die unbezweifelte Unvollkommenheit der alten Basiliken die ihnen inwohnende vollkommene Idee der christlichen Kirche nur verhüllen, statt sie, und zwar nach dem Maaße der Abweichung vom antiken Muster, zu entstellen? Befinden wir uns am Ende vielleicht gar in dem so häufigen Irrthum, das Bejahende einer geschichtlichen Erscheinung aus Verneinungen erklären zu wollen? Zugegeben, daß die Baumeister des fünften und neunten Jahrhunderts nicht bauen konnten, wie Phidias, ja nicht einmal wie Apollodorus: warum bauten sie denn gerade so wie sie gebaut haben? Warum findet sich in dem, was sich bei ihnen als nicht antik, also, von diesem Standpunkte, als nicht regelrecht herausstellt, großentheils eine unverkennbare innere Verwandtschaft?

Warum ist wiederum von diesem Verwandten einiges mehr typisch geworden, anderes

weniger? warum ist jenes in Jahrhunderten großer künstlerischer Kraft und hoher Poesie von den geistreichsten und edelsten Völkern der neueren Welt weiter ausgebildet, und mehr oder weniger beibehalten? ja, warum macht es noch jetzt auf viele unbefangene, gebildete Gemüther den Eindruck des Kirchlichen und Schönen? Sollte es nicht der Mühe werth sein, dieses Typische genauer zu untersuchen, statt es durch eine vorläufige Entscheidung zu verdammen?

Diese und ähnliche Fragen müssen uns bedenklich machen, jenen Männern, so anlockend ihre Versprechungen sind, unbedingten Glauben beizumessen.

Was sie nun selbst darüber gesagt, und noch mehr, was sie gethan, oder wozu sie begeistert haben, möchte, wenn wir uns in Europa umsehen, eben nicht geeignet scheinen, diese Bedenken zu zerstreuen. Wir wollen nicht so grausam sein, das Prachtstück der sogenannten Magdalenenkirche in Paris ihnen als Muster aufzustellen, obwohl das Aeußere so gar stattlich ist: denn weder Bauherr noch Baumeister hatten dieses Gebäude ursprünglich zur Kirche bestimmt, so wenig als Agrippa seinen Badesaal zum Tempel, oder, was noch viel mehr sagen will, sein Pantheon zur Kirche. Aber die neue Basilike in Kopenhagen könnte etwa als ein nicht unbillig gewähltes Meisterstück jener Ansicht gelten, denn sie ist mit der erklärten Absicht errichtet, eine Basilike zu bauen. Was sollen wir aber zu der seltsamen Verbindung sagen, nach welcher über schweren römischen Bogenstellungen, mit Nischen, sich rein griechische dorische Säulen mit Architraven erheben? scheinbar um ein Tonnengewölbe zu tragen, also etwas ihnen wesentlich fremdes; dieß ist zwar nur Schein, denn das Gewölbe ist eine bloße Bretterverkleidung: allein kirchlicher wird der Eindruck durch diese Entdeckung auch nicht. Nicht einmal den edlen Schmuck der Apostelbilder des ersten Künstlers der neueren Zeit hat der Baumeister organisch in den Bau einzufügen gewußt, denn sie stehen in breiten Pfeilern zwischen den Schiffen.

Eine solche Kirche dürfte also doch wohl geeigneter sein, von einer klassischen Herstellung des Kirchenbaues abzuschrecken, als zu derselben einzuladen. Eine solche Behandlung ermangelt alles Ernstes und aller Tiefe, gerade wie die ästhetische Auffassung des Christenthums in der neuen Pariser Schule.

Wenn wir nun auf diese Weise gerechtes Bedenken fühlen müssen, uns den Werth der alten Basiliken von jenen Männern bestimmen zu lassen, die uns zwar ihre besten Gründe vielleicht nicht haben sagen wollen, anerkanntermaßen aber allgemein befriedigende und anregende Werke nicht haben aufstellen können; so finden wir vielleicht die erwünschte Lösung bei denjenigen, welche uns den antiken Säulenbau mit allen seinen Folgen gern erlassen, und dagegen den Pfeilerbau des früheren Mittelalters rühmen. Auch dieser ist ja antik, und zwar der ausgebildete, volksthümlich römische Baustyl, wie jener der eigenthümlich hellenische. Auch haben wir von ihm ein durchgeführtes großartiges Denkmal, wenn gleich als Trümmer, im alten Rom vor uns: die Friedensbasilike des Maxentius. Wer etwa mit dem Prachtstücke aller modernen Architektur, der Peterskirche in Rom, und selbst mit der noch viel regelrechtern

St. Paulskirche in London nicht zufrieden ist, der wird uns Suchende auf Palladio's klassische Werke in Vicenza und Venedig verweisen. Bei diesen Musterbeispielen wird nun offenbar das Verschiedenartige zusammengestellt, nur weil es als Pfeiler- und Gewölbebau erscheint. Aber, wenn man sich auch damit zufrieden erklären will, der Kenntniß des alten Basilikenbaues kann man doch zur Beurtheilung nicht entbehren. Sancta Sophia und San Marco zuvörderst stehen zwar auf eigenem Boden, hängen jedoch vielfach mit der alten Basilikenform zusammen, und bilden mit den Basiliken einen Gegensatz gegen die neuere typenlose Kirchenbauart. Was aber die späteren Pfeilerbauten betrifft, wer wäre wohl im Stande, den Grundplan von St. Peter, oder gar den, obwohl einfachern, doch weniger von innen bedingten der Londoner St. Paulskirche aus ihnen selbst zu rechtfertigen, wenn er seine seltsamen Umrisse betrachtet? Diese Umrisse erklären sich geschichtlich und architektonisch nur daraus, daß sie die Anwendung eines vervollkommneten Pfeiler- und Gewölbebaues auf Basiliken sind, deren Querschiff sich zu einem äußerlich sichtbaren Kreuzschiffe ausgeladen, und dessen Seitenmauern allmählig durch Kapellen für den Heiligendienst durchbrochen worden. Das alles gilt noch vielmehr von Palladio, welcher nur bemüht gewesen ist, für die praktischen Zwecke des gegenwärtigen römisch-katholischen Gottesdienstes die altrömische Bauart auf die vorgefundenen Formen anzuwenden, mit gänzlicher Entfernung vom mittelalterlichen Baustyl, und mit unbedingtem Aufgeben des ursprünglichen Typus. Ist ihm dieses nun so gelungen, daß dieser Typus und jener Baustyl als abgethan betrachtet werden kann?

Die maßlose Begeisterung für Palladio hat sehr nachgelassen. Man hört umgekehrt, daß die Meisten, denen ein Sinn für christliche Kunst zugeschrieben wird, jene Werke kalt und nackt finden. Die spätern Meister aber haben noch mehr in ihrem Ansehn verloren. Es bleiben uns also am Ende von den Freunden des Pfeilerbaues eigentlich nur diejenigen übrig, welche den Pfeilerbau geltend machen als den besten Baustyl, um die Idee einer alten Basilike zu verwirklichen. Sie behaupten etwa, man könne dadurch die offenbar in den alten Säulenbasiliken angestrebte Höhe erreichen, oder man könne die dem christlichen Gefühle unläugbar vorzugsweise vorschwebende Form des Gewölbes in der natürlichsten und vollkommensten Form des Halbkreises darstellen. Kein Bau biete solche stattliche und wohlbeleuchtete Flächen dar für große kirchliche Malereien; ja, wenn die Kuppel als eine aus dem Wesen der alten Basiliken naturgemäß hervorgehende Form angesehen werden dürfe, so sei der Pfeilerbau offenbar der einzig passende. Man könne auch noch für sie vorbringen, daß dieser Styl schon in der Urform der Tribune seine Berechtigung finde, viel mehr als der Säulenbau. Dieses alles nun als ausgemacht angenommen, bleibt die entscheidende Frage uns diese: welches ist das Wesentliche im Basilikentypus? und diese Frage beantworten unsere Meister und Weisen so wenig, als jene ihre Brüder. Mit der That hat es nämlich, wie es scheint, noch niemand dargethan.

Die Forscher ihrerseits sollen erst noch nachweisen, was das Wesentliche und Bezeichnende

im Basilikenbau sei, und nach welchen Mustern es erkannt werden könne. Die Philosophen endlich haben (wie es uns wenigstens scheint) noch nicht den Begriff des Typus festgestellt, mit welchem wir jenes geschichtliche Wissen angreifen und uns aneignen könnten. Muß also nach beiden Seiten hin die Untersuchung über diesen wichtigen Punkt noch erst gemacht werden, so ist doch wohl vor allem andern einleuchtend, daß sie unmöglich sein werde ohne ein klares Verständniß derjenigen Basiliken, denen man einräumt, die ältesten und kunstgerechtesten zu sein. Sie kann also unserer so gering angeschlagenen Basiliken nicht entbehren, was auch immer die Vorzüge des Pfeilerbaues sein mögen.

Einen viel höheren Ton stimmen zuletzt diejenigen, den alten Basiliken gegenüber, an, welche durch die sogenannte gothische Baukunst den Basilikenbau als gänzlich beseitigt ansehen. Was im Pfeilerbau nur bedingt und unvollkommen geleistet, scheint hier mit unübertrefflicher Leichtigkeit und recht aus einem Gusse bewerkstelligt zu sein. Einige Lobredner dieses Baustyls nun haben sich von der eigenthümlichen und großartigen Ausbildung desselben im späteren Mittelalter so begeistern lassen, daß sie gothische Kirchen und Spitzbogenstyl gänzlich für Eins nehmen, und über dem Alphabeth, womit geschrieben wird, das, was geschrieben werden soll, vergessen. Diese bedenken vielleicht nicht, daß die ausgebildetste selbständigste gothische Kirche doch ganz und gar auf dem Grunde der Basilike ruht, und nur aus ihr erklärt werden kann. Wir stehn also wesentlich auch zu diesem Style, wie zu dem vorigen. Wir können ihn für nichts anders halten, als für die Anwendung einer eigenthümlichen Bauweise auf den spätern Basilikentypus, welcher wiederum auf dem älteren ruht und dessen vollständige Erkenntniß voraussetzt.

Wir haben, nach bestem Wissen, den Kreislauf unserer Umfrage beendigt. Die Verlegenheit, in welcher wir uns im Anfange befanden, als wir die gewöhnlichen Lobreden auf die römischen Basiliken beleuchteten, kehrt uns doch eigentlich wieder, nachdem wir die Gegner gehört haben. Diese haben uns zugestehen müssen, daß, insofern sie einen eigenthümlichen christlichen Kirchenstyl annehmen, alle ihre Ansichten in der alten Basilike wurzeln, deren entschiedenste Muster Rom uns aufbewahrt hat. Worin aber eigentlich das Wesen des Basilikentypus besteht? in wie fern derselbe mit dem Säulenbau und einfacher Parallelogrammform der Seitenmauern gleichbedeutend ist oder nicht? welche Freiheit er für eine neue Anwendung gewähre? was in ihm mit dem Säulenbau unzertrennbar zusammenhänge, und was auch bei Pfeiler- und Gewölbbau davon bleibe? was überhaupt in ihm nothwendig und bleibend, was zufällig und vorübergegangen in jenen Mustern sei? dieses alles haben uns die Gegner so wenig gelehrt als die Lobredner. Und doch war es dieß gerade, was wir suchten, um zu dem Verständnisse der uns vorliegenden Bauwerke zu gelangen. Wir könnten nun meinen, das werde sich wohl am besten ergeben, wenn wir ohne Weiteres diese römischen Basiliken, wie unser Werk sie darstellt, anschauten und aus sich selbst erklärten. Allein die bisherige Betrachtung der herrschenden Gegensätze hat uns doch so weit gefördert, daß wir die Vorfragen nicht übersehen dürfen, welche uns hier in den Weg treten würden.

Zuerst diese:

Was war das im Basilikentypus der griechisch-römischen Welt den Christen Gegebene?

Dann aber:

Welches war die älteste Gestalt und Einrichtung jener römischen Kirchen?

Und endlich:

Wie verhält sich dieselbe zu der allgemeinen weltgeschichtlichen Auffassung des Basilikentypus in den andern uns bekannten Basiliken der christlichen Urzeit?

Ohne diese Fragen beantwortet zu haben, wird es uns unmöglich sein, in dem Einzelnen das Durchgehende, in dem Besondern das Allgemeine, also überhaupt den Typus, d. h. das wesentliche Gepräge der Basiliken, zu erkennen, und vom Zufälligern, Oertlichen, Besondern zu unterscheiden, und somit die geforderten Grundlagen für die lebendige und organisch vermittelte Anwendung eines allgemeinen Begriffes von Typus zu gewinnen.

Unsere erste Aufgabe wird also das Verständniß der antiken Basiliken sein müssen. Und hier finden wir einen der Meister der neuern Kunstgeschichte vor uns; Hirt in seiner Geschichte und Lehre der alten Baukunst. Wir können uns jedoch, ohne auf Einzelnes einzugehen, im Allgemeinen zwei durchgehende Mängel jenes Werkes nicht verhehlen. Zuerst waren die höchst wichtigen Ergebnisse der napoleonischen Ausgrabungen der Ulpischen Basilike auf dem Forum des Kaisers damals nicht bekannt, und von den beiden einzigen andern architektonisch herstellbaren Basiliken, der pompejischen und herkulanischen, kannte Hirt die erste gar nicht, und berücksichtigte die zweite sehr wenig. So fehlt also bei ihm der größte Theil der anschaulichen Grundlage. Die Herstellung der römischen Forums-Anlagen in der Beschreibung Roms hat hier in mehr als einer Hinsicht den Schutt des Alterthums aufzuräumen gesucht, so daß die zur Anschaulichkeit strebende Darstellung sich den Weg gebahnt findet. Ehe wir aber die ausgebildete griechisch-römische Basilike darzustellen versuchen, werden wir den architektonischen praktischen Gedanken, aus welchem die Basilike naturgemäß hervorging, in der Urzeit Athens zu entdecken streben. Diese ganze Untersuchung wird uns den ersten Abschnitt bilden.

Wie verhält sich nun dieses also überkommene Gut zu dem, was christlicher Sinn und christliche Baukunst aus ihm geschaffen? und zwar nicht zu den Kirchen Roms allein, welche unser Werk darstellt, sondern zu den andern uns bekannten Werken der acht ersten christlichen Jahrhunderte, in welchen der germanische Genius noch nicht künstlerisch schaffend in die Schranken tritt? Hier verläßt uns der eben genannte tüchtige Führer am Eingange. Er erkennt zwar die römische Basilikenform als die Grundform der frühern und spätern Kirchen des Abendlandes an, und empfiehlt ihre Berücksichtigung bei Anwendung der klassischen Basiliken auf neu anzulegende Kirchen, anstatt der neuen Schnörkeleien und der allerneusten Styllosigkeit und Phantasterei. Allein weder lag es im Zwecke jenes Werkes, noch im Standpunkte des Verfassers, die Gründe anzugeben, um deretwillen jene Form die

empfehlungswertheste sei, und sich und seinen Lesern klar zu machen, was durch ihre Annahme für die innere Ordnung der Kirchen bedingt ist.

Keines der Werke, welche die Entwicklung der christlichen Baustyle behandeln, hat das Verhältniß der alten Basiliken zu den christlichen zum eigentlichen Gegenstande wissenschaftlich künstlerischer Untersuchung und Darstellung gemacht. Dieser Punkt liegt außerhalb des Kreises der verdienstvollen Werke von Moller und Boisserée und selbst der Darstellung Rumohrs, dessen italienische Forschungen auch hier zuerst eingewurzelte Vorurtheile bekämpft und den Grund zur Erkenntniß des geschichtlichen Zusammenhanges der verschiedenen Bauschulen gelegt haben. Das Verhältniß der Gerichtsbasiliken zu den alten christlichen, und dieser zur spätern Entwicklung, hat sich das so eben erschienene Werk eines denkenden Künstlers, Grübers vergleichende Sammlungen der christlichen Baukunst, zum besonderen Gegenstande gewählt. Dieses Werk geht aus von dem Gefühle des inneren Zusammenhanges der alten und neuen christlichen Bauten, und liefert besonders schätzbare Beiträge zur Nachweisung dieser Einheit in dem wichtigen Felde der architektonischen Verzierungen. Allein — abgesehen von der irrthümlichen Vorstellung, die er mit vielen neuen Schriftstellern theilt, als habe Constantin den Christen antike Basiliken übergeben, was nicht allein unrichtig, sondern auch eine Unmöglichkeit ist —; hat ein dem Verfasser eigener Irrthum ihm von vorn herein die Möglichkeit geraubt, die Entstehung des kirchlichen Typus zu begründen. Er meint, die Tribune sei ein Zusatz zu der ursprünglichen Basilike, während es nie eine Basilike ohne Tribune gab, vielmehr die Halle nur durch die Tribune zur Basilike wurde. Dieser Irrthum ist nicht ohne Einfluß geblieben auf weitere Annahmen des Verfassers über die erste Periode des Basilikenbaues und über seine Bestimmung des Begriffes vom byzantinischen und longobardischen Style.

Die christliche Alterthumswissenschaft hatte jene Irrthümer über die Entstehung und Grundform der Basiliken schon lange in allen wesentlichen Punkten beseitigt. Für die Eintheilung und innere Anordnung der Kirche haben wir seit hundert Jahren an Bingham einen zuverlässigen und noch nicht übertroffenen Führer. Allerdings fehlt ihm die architektonische Anschauung, und er läßt sich, eben so wie Goar und die Herausgeber des Eusebius, zu viel von den spätern Griechen leiten, welche die Schilderungen der ältesten Kirchen des Morgenlandes nach dem Bilde der byzantinisch-griechischen Kirchen des siebenten und neunten Jahrhunderts auffassen. Diesem Irrwege sind Ciampini und die römischen Basilikographen schon durch ihre abendländische Anschauung und Richtung entgangen, wenn gleich auch sie zu einer klaren Anerkennung des ursprünglichen Typus aus andern Gründen nicht kommen. Agincourt ist allerdings aller gründlichen Kenntniß des Alterthums, und der geschichtlichen Kritik eben so fremd, als in seinen Behauptungen zuversichtlich; allein daß die Tribunen zur ursprünglichen Basilike gehören, hat er doch klar genug dargethan. Für die römischen Basiliken, die ältesten, welche wir haben, ist dieser Punkt endlich durch die Beschreibung Roms wohl erschöpfend nachgewiesen. Unsere Aufgabe bei der Darstellung der

ältesten christlichen Basiliken kann also nur sein, eine richtigere Methode der Forschung zu wählen. Wir werden zu dem Zwecke versuchen, das Bild der alten christlichen Basilika des Morgen- und Abendlandes einestheils aus der Anschauung der ältesten und sichersten Bauten, also vor allem der römischen, zu gewinnen, anderntheils es, noch erkundlicher, aus der Beschreibung der Augenzeugen hervorgehen zu lassen, welche uns glücklicherweise erhalten sind. Von dem so gewonnenen sichern Ausgangspunkte dürfen wir dann hoffen die ganze Reihe der römischen Basiliken — die einzige größere, die wir besitzen — sich anschaulich und organisch entwickeln zu sehen. Hierbei wird uns die Beschreibung Roms die meisten Forschungen liefern, die wir bedürfen. Dabei werden wir endlich versuchen müssen, dieser mehr als tausendjährigen Reihe in der Gesammt-Entwicklung der christlichen Baukunst im Abendlande ihre Stelle anzuweisen, und unsere Betrachtung derselben zu dem weltgeschichtlichen Standpunkte zu erheben. Hierdurch dürfen wir hoffen, zweierlei thatsächlich zu erkennen: Das Wesentliche und Allgemeine in dem Basiliken-Typus nach seiner ausgedehntesten Bedeutung und das Fortschreitende in der geschichtlichen Entwicklung desselben.

Hier angekommen, finden wir jedoch eine nicht abzuweisende Frage unser warten, welche nicht durch die geschichtliche Forschung, selbst wenn sie vom höchsten Standpunkte ausgeht, erschöpfend beantwortet werden kann. Wir meinen die Frage:

> Was folgt aus dem Wesen der Baukunst selbst für die bleibende Bedeutung und den Werth der Basilikenform und der verschiedenen Baustyle, durch welche sie bisher durchgegangen?

Die Beantwortung dieser Frage gehört, unserer Ansicht nach, der historischen Wissenschaft nach ihrem jetzigen Standpunkte zu, nach welchem dieselbe den Beruf hat, die Spekulation in sich aufzunehmen, so nämlich, daß sie nicht der Wirklichkeit abstrakte Begriffe entgegensetze, sondern durch Aufnahme dieser Wirklichkeit in den Gedanken der Gesammt-Entwicklung der Weltgeschichte, als eines organischen Ganzen, und damit durch Anschauung der ersten Gründe und Anfänge dieser Wirklichkeit dieselbe zum Verständnisse ihrer selbst zu bringen sich als Aufgabe stelle. Was die historische Spekulation für diese Aufgabe geleistet, danach werden wir aber jedenfalls erst am Ende der oben angedeuteten geschichtlichen Darstellung zu fragen haben. Denn unseres Erachtens kann die Wirklichkeit selbst, welche der philosophischen Construction unterliegen soll, nur eine, bereits durch wissenschaftliche Kritik gesicherte, und in ihrer besonderen Entwicklung verstandene, also wahrhaft geschichtlich aufgefaßte Wirklichkeit sein, nicht die rohe, welche zufällig vorliegt. Zu jener Sichtung und Läuterung wollen wir versuchen, den Leser selbst hinzuführen, mit besonderer Rücksicht auf Hegels Darstellung.

Zum Schluß bieten wir einige praktische Betrachtungen über die Zukunft, zu welcher die Basilikenform, in ihren verschiedenen Baustylen, nach den verschiedenen Anforderungen des evangelischen Gottesdienstes berechtigt sein dürfte.

Erster Abschnitt.

Die Basiliken der Alten.

I. Die athenische Basilika, die urhellenische, und die spätern griechischen Basiliken.

Im innern Keramikus Athens, an der Agora, unter dem Hügel der Pnyx, war eine Halle, in welcher der Archon König, königlich geschmückt, auf seinem Throne sitzend, die richterliche Untersuchung über alle das Heilige betreffenden Rechtssachen einleitete. Von ihm trug die Halle den Namen der Basilika, das heißt der königlichen.[1] Leider ist sie von der Erde verschwunden, und kein alter Schriftsteller beschreibt sie. Pausanias Erwähnung belehrt uns über Gruppen von Bildwerken, welche ihr Dach zierten, und welche nach Stellung und Bedeutung namentlich von Panofka gelehrt und sinnreich erläutert worden sind.[2] Ueber die Gestalt des Gebäudes selbst sagt Pausanias nichts aus. Sind wir unter solchen Umständen berechtigt, dieser Ur-Basilika im Wesentlichen die Gestalt beizulegen, welche alle späteren besitzen? Wir glauben diese Frage zuversichtlich bejahen zu dürfen. Der Name „Halle" zuvörderst beweist nichts dagegen, vielmehr dafür; denn einfach Hallen (Stoen) nennen griechische Schriftsteller auch die Basiliken Roms. Daß andere griechische Hallen regelmäßig Seitenmauern hatten, beweisen die berühmten Wandgemälde mehrerer derselben. Hier aber haben wir in der Halle eine Gerichtsstätte, was, organisch aufgefaßt, wie alles bei den Hellenen gefaßt werden muß, eine Vorrichtung, einen gewissen Abschluß, vor allem eine Nische zur Aufstellung des Richtersitzes an dem einen Ende nothwendig macht. War dieß ein äußerlich hervortretender Ausbau oder nicht? war er, in jenem Falle, halbzirkelförmig, wie bei den römischen Basiliken, oder viereckt, wie an mehreren spätern griechischen? Die halbkreisartige Form war, wie die

---

[1] *βασιλέως στοά*, oder *στοὰ βασίλειος*.

[2] Panofka: Der Tod des Skiron und des Patroklus. Berlin. 1836.

Theater, die Odeen, die Stadien, die Exedren, wahrscheinlich auch der Thron des Amykläischen Apollo zeigen, der ältesten Hellenischen Bauart keineswegs fremd: des Tholos, namentlich bei den Schatzhäusern, nicht zu gedenken. Die uns bekannten griechischen, oder aus dem Griechischen entlehnten Bezeichnungen jenes Ausbaues: „der Halbkreis", „die Wölbung"[5] setzen sie voraus als die gewöhnlichste; doch entspricht die viereckte, als die dem übrigen Bau gleichartigste, mehr dem griechischen Style. In der einen oder andern Form kann ein solcher Ausbau, den alle späteren Basiliken mit einander gemein haben, und durch welchen sie sich von allen andern Hallen unterscheiden, derjenigen nicht gefehlt haben, von der sie diesen unterscheidenden Namen tragen.

Wir haben also schon in der uns geschichtlich bekannten Ur-Basilika Athens nachweislich ein nach Form und Bestimmung zusammengesetztes Gebäude vor uns; seine Bestandtheile sind die Säulenhalle und an deren Ende eine eigenthümliche Vorrichtung für den Richter. Von diesen ist die Halle offenbar das Allgemeine und Ursprüngliche. Die Zusammensetzung muß jedenfalls in die Urzeit der hellenischen Welt gehören, und als heiliges Vermächtniß derselben auf die Epoche der eigenthümlichen Kunstschöpfung gekommen sein: denn eine solche Verbindung ist an sich dem auf strenge Einheit dringenden Geiste der ausgebildeten hellenischen Kunst nicht entsprechend. Schon der Name führt uns auch wirklich in die Zeit der Könige: ein genauere Betrachtung der beiden Bestandtheile selbst erklärt uns aber vielleicht die Entstehung noch näher und anschaulicher. Sollte die königliche Halle Athens ursprünglich etwas anderes gewesen sein, als die innere Vorhalle des königlichen Hauses, also eine der Hallen des Vorhofes, von den Vorhallen anderer Häuser nur durch den Ausbau ausgezeichnet, dessen Hinzufügung aus der königlichen Richtergewalt natürlich und nothwendig hervorging? Das äußerste Ende der Halle rechts oder links vom Eingange in die Gemächer, war der einzig geeignete Platz für diesen Zweck; er war der stillste, er ließ die Eingänge zu den innern Gemächern frei, und gewährte dem Richtenden die Gelegenheit, von seinem Throne die ganze Reihe der Rechtsuchenden und Zuhörenden zu übersehen. Denn die Oeffentlichkeit ist der hellenischen Rechtspflege eben so wesentlich, als der Ausfluß des Richteramtes aus der königlichen Gewalt. Die homerische Halle, mit dem homerischen Thronos, ward also, und wahrscheinlich in Athen, durch einen der fruchtbarsten und zugleich einfachsten Gedanken zur Gerichts-Basilika.

Jene Art des Gerichthaltens im eigenen Hause war auch den römischen Königen eigen. Der allbekannte Auftritt, welcher Tarquinius Priscus das Leben kostete, wird uns kaum anders anschaulich, als wenn wir uns denken, daß die gedungenen Mörder, oder die verkleideten Verschwörer, streitend und schreiend in den Hof des Königshauses eindrangen, und endlich in der innern Halle desselben sich dem herbeigerufenen greisen Könige zu Gerichte stellten. Auch dieß deutet darauf hin, daß die Veranlassung und der Grundgedanke der Basilika in der gemeinschaftlichen Urzeit des Völkerstammes wurzelt, dessen getrennte Zweige, wie Sprache und Kunst bezeugen,

---

[5] ἡμικύκλιον, hemicyclium, apsis.

sich später in Hellas und Latium ausbildeten. Auch in Rom blieb das königliche Wohnhaus bis auf die spätesten Zeiten, als regia und domus regis, am alten Forum, unter dem Palatin, ganz in der Lage der athenischen Basilika. Aber der römische Charakter hielt von der Weihe der persönlichen Königswürde vorzugsweise das Heilige und Priesterliche fest, und so blieb der alterthümliche Rest des römischen Königshauses den priesterlichen Handlungen und dem priesterlichen Rechte geweiht, während die bürgerliche Rechtspflege sich ihre Gerichtsstätte unabhängig davon auf volksthümlichem Gebiete suchte. So kam es, daß regia und Basilika, die eigentlich dasselbe bedeuten und ursprünglich dasselbe waren, in der geschichtlichen Zeit Roms etwas ganz Verschiedenes wurden und bezeichneten, so daß die hellenische Basilika im sechsten Jahrhunderte der Stadt jener alterthümlichen regia gegenübertrat als etwas ganz Neues und Fremdes, an demselben Forum, welches sich ursprünglich an die weniger stattliche lateinische Schwester angelehnt hatte.

Welche Ausbildung unterdessen die Basilika bei den griechischen Stämmen selbst gewonnen, wissen wir leider nicht. Die Andeutungen der Alten zeigen sie uns nur als eine in der hellenischen Welt durchgängig übliche Form, wahrscheinlich jedoch bei Dorern und Jonern verschieden. Keine Stelle der Alten und keine Reste geben uns aber die Mittel an die Hand, jene Gebäude architektonisch darzustellen.

Nur zwei, den italiotischen Griechen und ihrem Einflusse zugehörige, Basiliken sind uns erhalten. Sie ermächtigen zu dem Schlusse, daß die griechische Basilika nicht wesentlich von der Basilikenform verschieden war, welche Rom aufnahm, und dann für sich und die Welt ausbildete. Es sind dieß die Basiliken von Herculanum und Pompeji. Beide stammen aus guter Zeit, wenn sie gleich nicht so alt sind, als die früheste römische. Beide sind auch entschieden eigenthümlich, den römischen gegenüber. Sichtbar ist von jenen beiden nur noch die von Pompeji. Der Lavastrom überraschte und begrub sie in einem unfertigen Zustande des Wiederaufbaues. Seit 1815 vollständig ausgegraben, hat sie leider noch keine gründliche Untersuchung und Herstellung gefunden. Grundplan und allgemeine Anlage jedoch sind sicher. Das Schiff war hiernach unbedeckt, die Säulenstellung doppelt, unten jonisch, oben korinthisch; über der untern Reihe fand sich ein Umgang angebracht. Die langen Seitenmauern waren mit Halbsäulen geschmückt. Von den fünf Eingängen der Vorhalle entsprechen die drei inneren dem Mittelschiffe, die beiden äußersten den Seitenschiffen. Ihnen gegenüber erhob sich, am entgegengesetzten Ende, vor der viereckten Schlußmauer die geräumige und schön geschmückte Tribunal-Nische; sie war viereckig, ohne alle Ausladung nach der Außenseite, und erhob sich sieben Fuß hoch über dem Boden der Basilike. Unsere Steintafel legt diesen Grundplan vor.

Die Basilika von Herculanum, deren Plan wir ebenfalls nach Jorio geben, ist bekanntlich wieder verschüttet. Sie hatte, wie jene, Seitenschiffe zu beiden Seiten des Hauptschiffes, mit anliegenden Säulen an der Seitenmauer; das Hauptschiff selbst war sehr breit, unbedeckt wie in Pompeji. Der Boden war deßhalb niedriger gelegt als in den Seitenschiffen. Die

Eingangshalle hatte fünf gewölbte Eingänge, deren drei innere, wie dort, dem Hauptschiffe entsprechen. An der entgegengesetzten Seite erhob sich, in der Mitte, die Nische des Tribunals, als viereckiger Ausbau; dagegen standen am Ende der beiden Seitenschiffe in der Schlußmauer zwei kleine halbzirkelförmige Nischen, wahrscheinlich zur Aufstellung von Ehrensäulen. Daß die Anordnung beider Basiliken im Wesentlichen dieselbe ist, ergiebt der Augenschein. In das Verständniß der ganzen Anlage wird uns am besten die Betrachtung der Basiliken des alten Roms einführen.

II. Die Basiliken des alten Roms.

Der Römer empfieng also den hellenischen Gedanken ohne Zweifel schon ganz in der uns bekannten Weise ausgebildet, als er, in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts der Stadt, sein Forum mit der ersten Basilika zierte. Aber er drückte jenem Gedanken im Laufe der folgenden dreihundert Jahre das Siegel der Großartigkeit, Pracht, Dauerhaftigkeit und praktischen Bequemlichkeit auf, welches alle römischen Werke an sich tragen. Die Basiliken wurden in Rom ein Lieblingsgebäude, und ihr römisch ausgeprägter Typus empfieng von hier aus eine Weltgeltung, welche ihn nicht allein bis zum Ende des Reiches lebendig erhielt, sondern ihn nun bereits anderthalb Jahrtausende über die Trümmer desselben hinweggetragen hat. Trotz aller Zerstörung hat sich auch genug von den römischen Basiliken und über dieselben erhalten, so daß wir im Stande sind, uns ihre Anlage vollkommen anschaulich zu machen. Den Plan der prachtvollen Doppel-Basilika der Aemilier aus dem siebenten Jahrhunderte zeigen uns die kopitolinischen Bruchstücke; eine Münze giebt uns ihre Ansicht. Die von Cäsar und Augustus gebaute Julische Basilika wird noch im Schutte begraben gehalten, nachdem ihre Lage und ihr herrlicher Fußboden schon seit mehreren Jahren entdeckt worden. Daß wir die Ulpische Basilika Trajans nicht bloß aus dem alten Stadtplane und aus einer Münze kennen, verdanken wir der von Napoleon angeordneten Ausgrabung des Trajansforums. Die Forschung endlich hat uns in dem sogenannten Friedenstempel die Maxentisch-Constantinische Basilika des Friedens geschenkt. Von diesen allen giebt unsere Steintafel das Urkundliche, oder mit Gewißheit Herzustellende. Hinsichtlich des Uebrigen beziehen wir uns auf die Beschreibung Roms, und auf den großen Plan des römischen Forums in den Denkmälern des archäologischen Instituts. Hierbei können wir uns nicht enthalten den lebhaften Wunsch wieder auszusprechen, daß Herr Morey, ehemaliger Zögling der französischen Academie in Rom, sich bald ermuthigt finden möge, seine prachtvolle Herstellung der Ulpischen Basilike bekannt zu machen.

Einem Forum gehörten alle jene Basiliken zu, eben wie die griechischen. Die Aemilische stand an der nördlichen langen Seite des großen Forums. Die Ulpische bildete den Glanz- und Mittelpunct des Trajanischen. Die Basilika des Friedens endlich nahm, bis auf einen freien Umgang rings umher, den ganzen Umfang des Forums ein, von dem sie den Namen trug.

In dieser scheint der ursprüngliche Typus, den alle übrigen an sich tragen, durch den eigenthümlich römischen Pfeiler- und Gewölbbau wesentlich verändert zu sein. Die schlanken Säulengänge sind verschwunden: statt ihrer bilden riesenhafte Pfeiler die Schiffe, deren Decke aus mächtigen Gewölben besteht: die nach dem Hauptschiffe zu an die Pfeiler angelehnten Säulen sind eine schmerzliche und prunkende Erinnerung an griechischen Bau. Eine Seiten-Tribune scheint den Basiliken-Typus so sehr zu entstellen, daß ihn manche für einen christlichen Zusatz gehalten haben. Allein das Tribunal war schon von August selbständig angewandt, und als der wichtigste und nützlichste Theil der Basiliken von seinen Nachfolgern mit großer Freiheit ausgebildet. Es hat also gar nichts Auffallendes, daß man dieser Basilika noch eine, dem Seiteneingange gegenüberliegende Nische gegeben, die spätestens von Constantin ist. In allem Wesentlichen zeigt das Ganze dieses Gebäudes uns den alten Basilikentypus unverändert. Ein Hauptschiff mit breit gehaltenenen Nebenschiffen zur Seite: dem Haupteingange gegenüber die Hauptnische. Die Erhaltung dieser spätesten volksthümlich römischen Ausbildung der Basilika ist von der größten Wichtigkeit für die Geschichte der Entwicklung des Gewölb-Baues bei den Römern und enthält fruchtbare Winke für ähnliche Anlagen. Sie hat das Kreuzgewölbe ganz vollständig.

Die älteste christliche Baukunst hat sich jedoch nicht diesen, so viel wir wissen, in Rom wenigstens, einzeln stehenden Pfeilerbau, sondern den in Rom und in der griechischen Welt vorherrschenden alten Säulenbau zum Muster und Vorbilde genommen. Es ist daher dieser Bau, den wir vorzugsweise ins Auge fassen müssen, indem wir versuchen wollen, ein anschauliches Bild der alten Gerichtsbasiliken zu entwerfen, wie sie den Christen des vierten Jahrhunderts vorlagen. Zu dem Zwecke gehen wir aus von dem edelsten Theile des Gebäudes, dem eigentlichen Gerichtsraume. In Mitte des halbzirkelförmigen Hintergrundes (**hemicyclium, apsis**) erhebt sich über Mannshöhe ein geräumiger, gewöhnlich altarartiger Aufbau, zu welchem Stufen hinaufführen, wenn nicht, ausnahmsweise, der Eingang für den Richter hinten angebracht war. Dieß ist das dem römischen Richter, auch wo es keine Basilike gab, unentbehrliche Tribunal (**tribunal**), eine Erhöhung auf welcher der richterliche Sessel stand. Es ist diese Erhöhung, welche in dem Evangelium Johannis (**XIX**, 13) „Gabbatha" und „**Lithostroton**" (Buntpflaster) genannt, dem Sinn nach aber sehr gut von Luther „Hochpflaster" übersetzt wird. Auf diese Erhöhung also ward auch in der Basilike der Richterstuhl oder Sessel gesetzt, von welchem aus der Richter die Verhandlungen leitete, und, nach Abstimmung der Geschworenen, das Urtheil sprach. Zu beiden Seiten waren niedrigere Sitze oder Bänke angebracht für die Geschworenen: andere Bänke wurden für Rechtsbeiständе und Anwälte zu beiden Seiten auf

den etwas niedrigeren Boden des Tribunals selbst gesetzt. Dieser Boden erhob sich jedoch in der Regel nicht unbedeutend über die vorliegenden Hallen. Man erkennt sogleich das Naturgemäße dieser Anordnung. Der Richter war in Aller Angesicht; Ehrenplätze auf dem Tribunal, hinter und neben ihm, waren hohen obrigkeitlichen Personen allein aufbewahrt bei besondern Gelegenheiten. Es sahen und hörten ihn zunächst die im Halbkreise selbst Weilenden. Bei kleinen Räumen war dieser Platz wohl nur den Geschworenen und einigen zu Ehrensitzen geeigneten Zuhörern bestimmt. Bei größeren haben wir uns dort ohne Zweifel die Parteien mit ihren Sachwaltern, Zeugen, Helfern und anderen Betheiligten zu denken. Es sah und hörte den Richter auch die viel größere Masse der übrigen Zuhörer und Zuschauer, welche bei bedeutenden Rechtsfällen nicht fehlen konnte. Diese fanden ihren Platz vor den Schranken des Halbkreises, in dem Raume, welcher denselben von dem vorderen Theile der Basilike trennte, und die Gerichtsstätte möglichst von dem Lärm des öffentlichen Verkehrs abschied. Da dieser Raum sich in den größeren Basiliken durch eine oder mehrere, quer vorliegende Säulenreihen von dem Vordertheile des Gebäudes abschloß, so kann jenes Querschiff als ein vermittelndes, ebensowohl absonderndes als verbindendes, Glied zwischen der Handels- und Gerichtsstätte angesehen werden. Ob nun diese Querhallen auch einen eigenen Gang trugen, wie die Hallen des langen Schiffes, das ist der dunkelste Punkt des Basilikenbaues. Doch kann man kaum anders als annehmen, daß dem so gewesen sei, und jene Quer-Empore sich an die Seitengänge der Basiliken angeschlossen habe, welche hierdurch zugleich eine praktische und angenehme Verbindung erhielten. Zuhörer und Zuhörerinnen der Gerichtsverhandlungen von dem oberen Theile der Basiliken werden ausdrücklich von Plinius erwähnt, und zwar in einer der großen Basiliken Roms, wahrscheinlich der Julia. Von den Emporbühnen des Schiffes konnten sie in solchen ungeheuren Gebäuden und bei solchem Menschengewimmel unmöglich irgend etwas hören, bei Querbauten, wie in der Aemilia, nicht einmal sehen. Indem wir also die Künstler zur architektonischen Herstellung jener Anlagen auffordern, setzen wir nur fest, daß im Querschiff jener ämilischen Basilike sich eine solche Emporbühne mit Brustlehnen nach der Tribunalnische hin fand, welche also für die Theilnahme an den Gerichtsverhandlungen berechnet war. Der Platz war offenbar für die nicht im Halbkreise, dicht beim Tribunal, befindlichen Zuhörer der beste. Bei der nämlichen Doppelbasilike zeigt sich eine dreifache Abtheilung dieses gerichtlichen Raumes. Zuerst kommt nämlich hier die halbzirkelförmige Tribunalnische für Richter und Parteien: dann das eigentliche, unmittelbar an jene sich anschließende Querschiff: und endlich ein querdurchlaufender doppelter Gang, welcher die Verbindung der Doppelbasilike vermittelte. Bei dem ungeheuren Maaßstabe dieser Gebäude (die Tribunalnische der größeren jener beiden Basiliken scheint nicht kleiner gewesen zu sein, als das in der Mitte durchgeschnittene Pantheon sein würde) war jener ganze Raum einer nicht unbedeutenden Kirche gleich. Jedenfalls konnte in solchen riesenhaften Räumen, und bei der Freiheit des Durchganges und Verkehrs, der vordere Theil für die Gerichtsverhandlnngen gar nicht in Betracht kommen, außer unter dem Gesichtspunkte, ihn

möglichst von der Gerichtsstätte zu sondern. Sehr anschaulich bringt uns das Ganze vor die Augen eine schon oben angedeutete Stelle der Briefsammlung des jüngeren Plinius:[4] er beschreibt darin das Gedränge in der ämilischen oder julischen Basilike bei einem, die öffentliche Aufmerksamkeit sehr in Anspruch nehmenden, bürgerlichen Rechtsstreite, wobei er selbst die Sache einer liebenswürdigen, durch die Ränke der Stiefmutter enterbten Tochter eines sehr reichen Römers vertrat. Die Stelle scheint uns bis jetzt nicht recht verstanden, namentlich nicht von Hirt, und zwar wegen der gewöhnlichen falschen Auffassung von tribunal im Sinne des neueren Ausdrucks, „Tribüne". „Einhundertundachtzig Geschworene saßen zu Gericht; denn das ist (im Centumviralgerichte) die Zahl von vier vereinten Gerichtsabtheilungen. Zu beiden Seiten (nämlich des prätorischen Sitzes) war eine ungeheure Anwaltschaft mit zahlreichen Bänken (für dieselbe und für die Rechtsbeflissenen überhaupt): außerdem umgab ein dichter Kranz von Umstehenden die so überaus geräumige Gerichtsstätte (Tribunalnische) in vielfachen Kreisen. Dazu war das Tribunal (der ganze erhöhte Unterbau des prätorischen Thrones) gedrängt voll: ja auch von dem oberen Theile der Basilike drängten sich, hier Frauen, dort Männer vor, in großer Begierde sowohl zu hören, welches schwer, als auch zu sehen, welches leicht war."

Nach der obigen Darstellung erklärt es sich von selbst, wie das Stehen im weiten Gerichtsraume (hier judicium genannt; architektonisch hemicyclium) unterschieden wird von den Plätzen auf dem Tribunal. Nach der gewöhnlichen Ansicht bleibt dieß verwirrt, und eigentlich unverständlich. Sichtbar also war der Richter auf seinem Throne von unten im ganzen Raume; eine Querbühne mußte allerdings ihn dem Auge der im Schiff Weilenden größtentheils verbergen. In kleinern, wo das Querschiff fehlte, war er im ganzen Langhause sichtbar, wenn gleich, wegen des lärmenden Verkehrs, gewiß nicht hörbar. Die Erhöhung seines Sitzes gab ihm dasselbe richtige Verhältniß zu den Zuhörern auf ebenem Boden, auf welchem der Redner der Volksbühne sich zum versammelten Volke in der Ebene befand. Dabei war er keineswegs für die Zuhörer auf den Emporhallen des Querschiffes schlecht gestellt. Hierbei ist ein Umstand von großer praktischer Wichtigkeit nicht zu übersehen; welcher weder von den Alterthumsforschern, noch von den Baukünstlern bisher genug beachtet zu sein scheint. Die Halbkreisform der Tribunalnische scheint in Rom allgemein herrschend geworden zu sein, wegen des großen akustischen Vortheils, den sie gewährt. Es ist leicht, sich noch jetzt in basilikenartigen Gebäuden zu überzeugen, daß die Stimme, von jener Stätte aus, selbst am entgegengesetzten Ende der Länge besser gehört wird, als von irgend einem andern Orte bei viel geringerer Entfernung. Daß das Gegentheil von den meisten unserer neuern Kanzeln gesagt werden muß, hat jeden wohl eine traurige Erfahrung gelehrt. Der mathematisch-architektonische Grund

[4] *Epp. VI. 33.* Sedebant judices centum octoginta: tot enim quatuor consiliis colliguntur: ingens utrimque advocatio et numerosa subsellia: præterea densa circumstantium corona latissimum judicium multiplici circulo ambibat. Ad hoc stipatum tribunal: atque etiam ex superiore basilicæ parte, qua feminæ, qua viri, et audiendi, quod difficile, et, quod facile, visendi studio imminebant.

der eben angedeuteten Thatsache verdient eine genaue Untersuchung. Ebenso war jene Form sehr günstig für diejenigen, welche in die Tribune hineinsprechen.

Aus der Tribunalsnische, durch den verbindenden Raum, oder das vorliegende Querschiff, in das vordere Gebäude vermittelst einiger Stufen hinabsteigend, haben wir vorerst das sogenannte Mittelschiff vor uns. Wir finden es gewöhnlich von der Breite der Oeffnung des Tribunals. Seine Seiten werden durch eine doppelte Säulenstellung in zwei Geschoßen gebildet: auf dem Gebälke der unteren Säulen ruht eine Emporhalle von der Tiefe der Seitenschiffe. Das Daseyn einer solchen Emporhalle deuten die Münzen der ämilischen Basilike an: die Reste der Pompejischen und Ulpischen beweisen es. In der letztern besaß das Hauptschiff eine Breite von etwa 100 Fuß zu 70 Fuß Höhe, von welchen letzteren ungefähr 40 dem untern Geschoß zukommen. In den Nebenhallen, deren jene Basilike zwei zu jeder Seite hatte, sah man also von unten nur eine Höhe von 40 Fuß bis zur Decke. Die Decke, welche sich hier dem Auge zeigte, bildete nämlich den Boden jener Emporhalle. Alle Schiffe nun erhielten ein gemeinschaftliches Licht von den Fenstern in den äußeren Seitenmauern. Das Mittelschiff aber empfieng sein Hauptlicht vorzüglich schräg von oben. Nämlich über die Dächer der Seitenschiffe war das Mittelschiff noch ansehnlich emporgehoben. Diese Erhebung hatte den Zweck, es zu beleuchten. Sie konnte durch eine Mauer mit Fensteröffnungen, auch nur durch Pfeilerstellung bewerkstelligt werden. In der ulpischen Basilike finden wir (wie Reste beweisen) Karyatiden, welche in dieser obersten Ordnung den Säulen der unteren entsprachen, und zwischen welchen das Licht hereinfiel: gewiß die schönste Anordnung, besonders wenn keine Mauer da war, sondern nur Pfeiler aufgestellt waren, der untern Anordnung entsprechend. Die Decken jener Basiliken waren von vergoldetem Erze: das Gewöhnliche war ein hölzernes Balkenwerk mit Täfelung. Der Tribune gerade gegenüber waren die Eingänge: gewöhnlich drei für das Mittelschiff und je eines für die Seitenschiffe. Dem Eingange lag regelmäßig eine Halle vor, durch welchen die Basilike mit dem öffentlichen Platze, meistens durch Stufen, zusammenhieng. Hatte man überflüssigen Raum, so gab man dieser Halle größere Tiefe als gewöhnlich, und legte einen Gang über dieselbe zum Lustwandeln, welchen man **Chalcidicum** nannte. Dieselbe Idee hat die Baukunst des vierzehnten Jahrhunderts auf eine eigenthümliche Weise in der **Loggia** des sogenannten **Orcagna** am Marktplatze von Florenz verwirklicht. Auf ihrer Höhe ist ein mit Brustlehnen umzogener Gang, auf welchen eine Thüre aus dem Saale der Uffizj führt, ehemals um dem auf dem Platze versammelten Volke die gerichtliche Obrigkeit vorzustellen, und zu demselben zu reden.

Veranschaulichen wir uns das Ganze, indem wir, mit dem gewöhnlichen Besucher, von der Halle aus in die Basilike eintreten; so haben wir eine architektonische Einheit vor uns, trotz der zusammengesetzten Natur des Gebäudes und der Verschiedenartigkeit der Bestimmung seiner beiden Theile. Die erhöhte Tribunalsnische ragte dem Eintretenden als die Spitze des Ganzen entgegen, und das Tribunal, der Unterbau des Richtersitzes, mit diesem selbst, fesselte

sein Auge. War das Mittelschiff unbedeckt, so hatte man ungefähr den Eindruck der Uffizj in Florenz, wenn man sich vorn eine Halle zum Eingange, und hinten gegen den Arno eine Tribune als Schlußpunkt hinzudenkt. War das Ganze aber eingedacht, so hat man architektonisch den Eindruck einer alten christlichen Basilike, wie die St. Paulskirche in Rom. In allen Fällen hatte das Gebäude eine architektonische Einheit. Aber wie verschieden von einander war das Leben, das sich in seinen beiden Theilen bewegte! In dem vordern Theile wogte der Strom der durchwandelnden Menge, welche den, vor Regen und Sonne geschützten, anmuthigen Raum den engen Straßen vorzog. Darunter und in den Seitenschiffen wechselten Gruppen der Zwiesprach pflegenden Müßigen und der Feilschenden mit den Bänken und Sitzen der Wechsler und anderer Händler. Ausgesuchtere Gruppen von Lustwandelnden und sich vertraulich Besprechenden traf man in den tiefen, und vor dem Blicke der Neugierigen durch marmorne Brustlehnen geschützten Emporhallen. Noch stiller allerdings ward es in der Nähe der Schranken, welche die Gerichtsstätte von der vordern Basilika trennten; obrigkeitliche Wachen hielten hier Ordnung; hinten saß der Prätor in aller Majestät der römischen Rechtspflege: um ihn her waren, mit der Toga bekleidet, die Geschworenen geschaart: und vor ihnen her drängten sich die rechtenden Parteien mit ihren Zeugen und Freunden und der Schaar der Theilnehmenden und Neugierigen.

Dieses allgemeine Bild der römischen Basiliken muß man als bekannt voraussetzen, um die berühmte Anweisung Vitruv's für den Basilikenbau nicht ganz mißzuverstehen. Indem sie nämlich Alles, was als feststehender Typus dem Leser allgemein bekannt war, mit Stillschweigen übergeht, hebt sie dasjenige mit Vorliebe hervor, was der Schriftsteller, als theoretischer und praktischer Baumeister, Eigenthümliches, Abweichendes, Neues seinen Lesern zu sagen hatte. Das Uebersehen dieses Umstandes und die Unbekanntschaft mit dem, von Vitruv als bekannt übergangenen, gewöhnlichen Typus hat zu Mißverständnissen Anlaß gegeben, welche von bedeutendem praktischem Einflusse auf die Bauten der Wiederherstellung und die Theorieen jener Meister gewesen sind. Vitruv behandelt Forumsanlagen und Basiliken gemeinschaftlich, im ersten Kapitel des fünften Buches seines unschätzbaren Werkes. Er beginnt mit der Bemerkung, daß die Eigenthümlichkeit der italischen Forumsplätze, im Gegensatze der griechischen, durch die uralte Volkssitte der Fechterspiele bedingt sei. Sie konnten deshalb, sagt er, nicht viereckig sein, sondern mußten eine längliche Gestalt annehmen, etwa im Verhältniß von drei zu zwei. Hierauf geht er zu den Basiliken über, und lehrt Folgendes: „Für die Basiliken, „welche an das Forum anstoßen, muß man die wärmsten Plätze auswählen, auf daß die „Kaufleute im Winter sich dort aufhalten können, ohne vom schlechten Wetter belästigt zu „werden. Ihre Breite betrage nicht weniger, als ein Drittel, und nicht mehr, als die Hälfte „der Länge: es sei denn, daß die Oertlichkeit zu einem anderen Verhältnisse nöthige. Ist die „Länge des Platzes außer Verhältniß groß, so lege man an den Enden Chalcidiken vor, wie „es in der **Julia Aquitania** der Fall ist.“ (Tiefe Hallen mit flachem Dache und einer Terrasse

darauf.) „Die Säulen der Basiliken sollten, wie es scheint, so hoch seyn, als die Hallen „breit sind: diese Breite sei ein Drittel des mittleren Raumes“ (ein absichtlich gewählter „Ausdruck, der auch für Basiliken mit bedecktem Mittelschiffe paßt). „Die oberen Säulen „seien kleiner, als die unteren nach dem oben angedeuteten Verhältnisse (nämlich um ein Viertel niedriger): „das Zwischenwerk (**Pluteum**, d. h. Alles, was zwischen den Kapitälen der unteren „Säulenstellung und der Oberkante der Brustlehne sich befindet), [5] wiederum um ein Viertel „kleiner, als die oberen Säulen, und zwar so eingerichtet, daß die über dem ersten Stockwerk „der Basilike Lustwandelnden von den Kaufleuten nicht gesehen werden können.“

Dies ist Alles, was Vitruv über die allgemeine Einrichtung der Basiliken sagt. Er beschreibt hierauf eine von ihm selbst in **Fano** gebaute Basilike, nicht als dem allgemeinen Typus der römischen Basiliken entsprechend, sondern als einen Versuch, etwas ganz Eigenthümliches darzustellen. „Man kann (sagt er) den Basiliken auch Würde und Anmuth „geben, wenn man sie so anlegt, wie ich die in **Fano** gebaut habe.“ Wir übergehen hier die eigenthümliche, jedenfalls sehr abweichende, Anordnung und bemerken nur, daß die Angabe über die Tribunalsnische, in Folge des schon oben aufgedeckten Irrthums, gewöhnlich falsch so verstanden wird, als nehme Vitruv die Bogenlinie derselben etwas abgeflacht an, so daß die Sehne an der Oeffnung der Nische 46 Fuß betrage, die Tiefe aber nur fünfzehn (statt 23). Nach unserer Auffassung sagt die Stelle gar Nichts dieser Art aus. Sie lautet vielmehr wörtlich folgendermaßen: [6] „Das Tribunal (d. h. der Unterbau des Richterstuhles) ist in jenem „Gebäude durch eine Bogenlinie gebildet, welche geringer (d. h. flacher) ist, als die halbkreis„förmige Ausbiegung der Apsis (des Hemicycliums, der Tribunalsnische): die Weite des „Halbkreises aber ist vorn 46 Fuß, die inwendige Bogenlinie mißt 15 Fuß. Auf diese Weise „können die in der Basilika Verkehrenden die bei den gerichtlichen Verhandlungen Beschäftigten „nicht stören.“ Das Tribunal war also hier nicht, wie gewöhnlich, ein gleiches oder längliches Viereck, sondern bildete vorn einen flachen Bogen, der 15 Fuß maß, so daß es weniger als bei der üblichen Form vorstand, und so den Verhandelnden erlaubte, sich weiter von der vorderen Basilika zu entfernen.

Blicken wir auf seine Anweisungen über den gewöhnlichen Basilikenbau zurück, so haben wir darin vollständig den Typus aller uns noch übrigen Basiliken aus der guten Zeit: im Mittelschiff eine doppelte Säulenstellung, getrennt nach Innen durch Boden und Brustlehne

[5] Die philologische Gewähr für unsere Auslegung von pluteum giebt uns die Stelle V. 7., wo Vitruv, von der Anlage der Theater redend, sagt: „Supra podium columnæ, cum capitulis et spiris altæ quarta parte ejusdem (sc. orchestræ) diametri: epistylia et ornamenta earum columnarum altitudinis quinta parte: pluteum insuper cum unda et corona inferioris plutei dimidia parte: supra id pluteum columnæ quinta parte minore altitudine sint quam inferiores: epistylia et ornamenta earum columnarum quinta parte.

[6] Tribunal est in ea aede hemicycli schematis minore curvatura formatum: ejus autem hemicycli in fronte est intervallum pedum quadraginta sex, introrsus curvatura pedum quindecim, uti, qui apud magistratus starent, negotiantes in basilica ne impedirent.

der Emporhalle; zu den Seiten Hallen von bedeutend geringerer Breite. Er nimmt auch hier den gewöhnlichsten Fall an, nämlich eine drei-schiffige Basilike. Seine Verhältnisse sind in einem anschaulichen Beispiele folgende: die Breite der Seitenschiffe (ein Drittel der Breite des Mittelschiffes) zu 32 Fuß angenommen, wird die Höhe der unteren Säulen 32, die der oberen 24 seyn: der Raum zwischen dem Hauptbalken der unteren Säulenstellung und der Oberkante der Brustlehne 18 Fuß. Hier wird also der Raum von der Basis der oberen Säulenstellung bis zu jener Oberkante zweimal gezählt, einmal als oberster Theil des Zwischenwerkes, dann als unterster der oberen Säulenstellung. Diese Dreitheiligkeit der Höhe des Mittelschiffes, von Innen gesehen, erblicken wir ebenso auf der Münze, welche die Aemilische Basilike darstellt: der mittlere Raum ist hier mit Schilden verziert, welche die Bildnisse der Aemilier zeigen.

Zweiter Abschnitt.

Die ältesten Basiliken der Christen im Morgen- und Abendlande.

Je anschaulicher man sich das Bild der alten Basiliken macht, so wie sie im dritten und vierten Jahrhunderte in allen Theilen des Weltreichs zu sehen waren, desto klarer wird es auf den ersten Blick: es war ein höchst glücklicher Gedanke der Christen, die Gerichtsbasiliken, die größten der öffentlichen Versammlungsstätten, von deren Anwendung die Rede sein konnte, zum Muster ihrer Kirchen zu wählen. Eine solche Wahl lag ihnen aber überhaupt nahe. Die künstlerische Grundlage des ältesten Kirchenbaues war durchaus hellenisch, nicht jüdisch. Weder die Bauart und Einrichtung der Synagogen, noch die des Salamonischen Tempels, bot eine entsprechende Form dar für die Idee der christlichen Anbetung, wie sie, seit der Zerstörung Jerusalems entwickelt, damals in allen Gemeinden des christlichen Erdkreises lebte. Alles was von Nachbildnng des Salomonischen Tempels gesagt worden, beruht auf Mißverstand oder leichtfertigem Nachsprechen; womit nicht gesagt ist, daß das Verständniß desselben ohne Wichtigkeit für die christliche Alterthumswissenschaft sei. Wir glauben vielmehr, daß die Anordnung der sogenannten apostolischen Constitutionen „das Gotteshaus soll länglich sein"[1] nicht ohne Beziehung auf die Verhältnisse des Salomonischen Tempels ausgesprochen ist. Die in jenem Werke dargestellte jüdisch-ebionitische Richtung konnte keinen andern Grund haben, unter verschiedenen damals versuchten Formen die eines länglichen Saales ausschließlich vorzuziehen, als, weil sie jenem Heiligthume näher kam als andere. Auch hat man später, bei dem Einzelnen der innern Anordnung in der morgenländischen Kirche, und gewiß vorzugsweise in den paläistinensischen, nach dieser Seite hin gesinnbildert. Aber immer blieb Alles untergeordnet dem bereits feststehenden, allgemeinen Typus der christlichen Kirche. Von Nachbildung ägyptischer Tempel zu reden ist eine Leichfertigkeit und Unwissenheit, die jetzt gar keine Nachsicht verdient, vielweniger Widerlegung. An die Nachbildung des hellenischen

---

[1] II., 57: Ὁ οἶκος ἔστω ἐπιμήκης.

Tempelbaues endlich ist noch viel weniger zu denken, als an die des jüdischen: selbst abgesehen von dem Anstößigen und Unmöglichen, welches in der Sache selbst lag. Der innere Tempelraum war das Haus der Gottheit, und der ihr im feierlichen Zuge einsam nahenden Priesterschaft. Den christlichen Tempel sollte die Christengemeinde, das christliche Volk erfüllen. Jener Raum war ein gänzlich ungegliederter: der gesuchte mußte nach Personen und Sachen eine mehrfache Gliederung darstellen. Es mußte also gleichsam der Raum der Vorhöfe und der Wald der äußeren Säulenhallen des bisherigen Heiligthums der hellenischen Welt, mit dem feiernden Christenvolke, in die heiligen Mauern selbst einziehen, damit der enge Tempelraum sich nach dem Bedürfnisse des neuen priesterlichen Volkes erweitern und gliedern könne. Es mußte weiter die Verkündigung des Wortes Gottes und das laute Gebet der Geistlichkeit leicht und von würdigem Orte in diesem Raume erschallen: also mußten Redende leicht gesehen und gehört werden können. Man möchte nun sagen, unter diesen Umständen habe man allerdings an den alten Basiliken ein architektonisches Vorbild gehabt, man habe aber dieses genommen, wie man es gefunden, da der Geist damals unfähig gewesen, eine neue Form zu erfinden. Unstreitig war das schöpferische Vermögen in der griechischen und römischen Welt damals sehr gesunken und im fortschreitenden Sinken begriffen. Zur Würdigung jener Behauptung wäre jedoch zuerst zu bedenken, daß der Tempel der eleusinischen Ceres, worin auch Gemeindeversammlungen und Handlungen der Eingeweihten stattfanden, ein den Basiliken wesentlich verwandtes Gebäude war. Ein ähnliches Bedürfniß hatte also schon die Griechen auf eine ähnliche Anwendung geführt. An sich aber beweist auch das Entlehnen einer ältern Form für die Darstellung einer neuen Idee, für die künstlerische Befriedigung eines neuen Bedürfnisses, keineswegs einen Mangel an erfinderischem Geiste. Man könnte sagen, bisweilen grade das Umgekehrte. Der jugendlich schöpferische Geist nimmt das ihm sich zweckgemäß Darbietende im Bewußtsein seiner umbildenden Kraft unbedenklich und dankbar auf; denn zur Umbildung bedarf er ja gerade einer, außer ihm, gesetzten Grundlage. In diesem Gefühle entlehnte der hellenische Geist, wie das Richteramt von der untergegangenen Herrscherwürde, so seinen freien Gerichtssaal von der Vorhalle des verschwundenen Königshauses; und aus diesen fromm gehegten Keimen entwickelte sich organisch die volle Blüthe des hellenisch-römischen bürgerlichen und Kunstlebens. Man muß sich hier gar sehr hüten, voreilige Schlüsse zu ziehen. Es folgt gar nicht aus dem Mangelhaften der christlichen Basilika, so weit sich dieselbe bis jetzt geschichtlich ausgebildet, daß man ursprünglich etwas Fremdartiges gewählt, und in den ursprünglich architektonischen Gedanken der antiken Welt etwas Unpassendes, Neues eingezwängt habe. Es könnte gar leicht jenes Mangelhafte daher kommen, daß die neue Idee nicht hinlängliche Stärke behielt, um die ihr gegebene Masse lange genug in dem Flusse zu erhalten, worin sie der vollkommenen Ausprägung der Idee fähig ist. Denn eine solche Ausprägung setzt schon eine vielfältige Erfahrung und Betrachtung voraus. Wenn der überlieferte Stoff also erstarrt, ehe er vom Geiste durchdrungen ist, so entsteht eine

unvollkommnere Ausprägung, ein unvollkommnerer, einengender Typus; wobei nur nicht vergessen werden darf, daß es ohne Typus nichts als Versuche gibt, und statt einer organischen Bildungsreihe sich Wahnbilder und Phantastereien erzeugen. Was wir eben als möglich dargestellt, war hier wirklich der Fall. Zwischen dem Bedürfniß der alten christlichen Kirche und dem Basilikenbau der Griechen- und Römerwelt besteht eine auffallend große innere Verwandtschaft. Ein Blick auf jene Bedürfnisse wird uns dieß vollständig zur Anschauung bringen. Wir müssen sie betrachten, theils nach den Elementen der Gemeinde, theils nach denen der Feier. In der christlichen Gemeinde tritt uns zuvörderst die große Gliederung nach Geistlichkeit und Volk entgegen; jene bereits vollständig dargestellt in Bischöfen, Priestern und Diakonen, und mit dem Volke vermittelt durch Vorleser und Sänger; dieses einerseits nach den Geschlechtern abgetheilt, anderntheils, je nach der vollen oder beschränkten Theilnahme an der christlichen Gottesverehrung, dem Altar näher oder ferner gestellt. Diese Feier selbst war hauptsächlich zweifach gegliedert; den ersten Theil bildete Vorlesung, Ermahnung und einleitendes Gebet; den andern die Feier des Abendmahles. Altar, oder Abendmahlstisch, war also die sichtbare Darstellung, einestheils des gemeinsamen Mittelpunktes der beiden Grundbestandtheile der Gemeinde, anderntheils der Spitze und höchsten Blüthe der gemeinschaftlichen Anbetung. Gehn wir nun mit diesen Elementen in eine gewöhnliche bedeckte Basilika, wie sie jede größere Stadt des römischen Reichs besaß, und stellen uns dieselbe als ein Gefäß vor, bestimmt, von nun an nicht mehr, wie bisher, das richtende und feilschende Volk, sondern eine Christengemeinde aufzunehmen.

Nachdem wir den vordern Theil von seinen Buden und Standbildern befreit haben, können wir für die eben angedeuteten, persönlichen und sachlichen, Elemente uns kaum etwas Geeigneteres und Passenderes denken. Das große Schiff füllt sich von selbst, durch seine Nebenhallen, mit dem einströmenden christlichen Volke, welches sich nach dessen Länge und Breite in seiner naturgemäßen Ordnung aufzustellen die größte Leichtigkeit findet. Die Katechumenen werden bescheiden zunächst am Eingange zurückbleiben, oder nach dem Geschlecht abgesonderte Plätze an den Enden des Querschiffes erhalten: die Frauen werden sich die eine Seite des mittleren Raumes auswählen, wenn morgenländisch-jüdische Sitte ihnen nicht eher die, dem Blick entzogenen, Emporhallen zu Sitzen anweist. Im Schiffe selbst werden wir höchstens die beweglichen Bänke lassen, welche sich dort finden. Aber die Plätze zu beiden Seiten des Altars werden die Ehrensitze der weltlichen Obrigkeit seyn. Die Geistlichkeit ihrerseits wird unterdessen sich in dem großen Halbkreise der Nische des alten Tribunals niederlassen, geschaart um den ersten der Kirchenältesten, den Bischoff. Ein Sessel für diesen wird auf einem bescheideneren Unterbaue als der des prätorischen Sitzes war, sich erheben. Die Geschwornensitze zu beiden Seiten bieten sich der übrigen Geistlichkeit dar. Die Stätte ist also für alle Theile passend: sie ist auch insbesondere für die Lehrer und Vorsteher der Gemeinde beim Gottesdienst höchst geeignet. Denn nur von dort aus redend werden dieselben von allen gesehen und mit Leichtigkeit

vernommen werden können. In der Mitte zwischen beiden Haupttheilen werden sie den Tisch der heiligen Feier aufstellen, damit, nach vollendeter Vorfeier, die Geistlichkeit zu demselben ziehe von der einen Seite, und von der andern das Volk der Gläubigen ihm nahe. So wird also der Altar ohne Bedenken uns in den vermittelnden Raum zu stehen kommen, welchen wir der Kürze wegen schon oben das Quer= oder Kreuzschiff genannt haben.

Alles das ist wirklich geschehen, und alle weiteren Anordnungen und untergeordneten Abtheilungen in Geistlichkeit und Gemeinde schließen sich an die dreifache Grundabtheilung an, welche durch die Einheit der Feier und die Doppelnatur der Versammlung gegeben ist. Ja, die ganze weitere Entwicklung des kirchlichen Gottesdienstes dreht sich selbst dann noch um jene ursprüngliche Gliederung, als Manches jener Elemente sich bereits verändert, und das kirchliche Bewußtseyn zum Theil neue Mittelpunkte der Entwicklung erhalten hat. Jene Dreitheiligkeit nun, fanden wir sie nicht durch den ganzen architektonischen Gang der alten Basiliken, von der ursprünglich doppeltheiligen Königshalle Athens an bis zu den Prachtbauten Roms, bereits vollständig vorgebildet? Gewiß darf es kaum ein bedeutungsloser Zufall heißen, daß das Wort Gottes von der feierlichsten Richterstätte der römisch griechischen Welt erschallte: daß das Volk von nun an sich vorzugsweise als Gemeinde versammelte, nicht um zu richten, zu feilschen und zu handeln, sondern um die Verkündigung des Heiles der Menschen zu hören, das ewige Sittengesetz zu bedenken, in diesem Gefühle anzubeten und Gott zu loben. Denn auch die architektonische Idee der alten Basilike, als einer Einheit, zeigt sich nicht bloß als eine beibehaltene, sondern als eine höher gehobene, ja zum Theil erst jetzt vollständig verstandene und benutzte.

Wer sieht nicht schon die Decke sich organisch zum Gewölbe, das Gewölbe, im Mittelpunkte des Kreuzschiffes, sich zur Kuppel erheben, über dem Mittel= und Gipfelpunkte der ganzen Feier? Nämlich in demjenigen Raume, welcher bisher nur als Vermittlung zwischen dem Ernste der Gerichtsstätte und dem Geräusche des Verkehrs erschien, und welchem wir eigentlich keinen eigenen selbstständigen Begriff unterlegen konnten, vereinigen sich nun wirklich die beiden Theile der versammelten Gemeinde, und in diesem architektonisch vermittelnden Raume wird die Feier begangen, welche die Vermittlung zwischen Himmel und Erde besiegelt.

Doch wir greifen der Entwicklung der Jahrhunderte nicht vor, sondern erinnern uns, daß wir jene Grundanordnung der Basiliken des vierten Jahrhunderts erst zu beweisen haben würden, wenn sie uns Jemand angreifen wollte. Diesen Beweis nun könnten wir durch eine kritische Beleuchtung aller hierhergehörigen Berichte und Anführungen alter Schriftsteller führen, und wir würden dafür bei Bingham und andern trefflichen Männern dankenswerthe Vorarbeiten finden. Allein wir ziehen hier den kürzern und anschaulicheren Weg vor, und legen dem Leser die Beschreibungen der ältesten Basiliken der christlichen Welt vor, welche ein angesehener und berühmter Augenzeuge uns überliefert hat. Sie sind bis jetzt von den Gelehrten, wie es uns wenigstens scheint, einseitig nach dem Typus der spätern griechischen Kirchen aufgefaßt

und hergestellt, und erhalten von den christlichen Basiliken Roms eben so viel Licht, als sie über diese verbreiten.

Die erste christliche Basilike, von der wir eine genauere Beschreibung besitzen, ist die unter der Regierung von Constantin und Licinius, also zwischen 313 und 322, vom Bischofe Paulinus erbaute Kirche in Tyrus. Eusebius, der diese Kirche die schönste Phöniciens nennt, giebt in der Kirchengeschichte (x. 14) die Lobrede auf den Stifter, welche er bei der Einweihung derselben gehalten. Glücklicherweise ist diese Lobrede eine beschreibende. Zwar leidet die Deutlichkeit der Beschreibung offenbar unter der rednerischen Form; und was dieser sich nicht fügen will, wird, ihr zu Gefallen, weggelassen. Doch müssen wir dankbar sein, in jener Zeit etwas so Genießbares zu empfangen. Nachdem Eusebius erzählt, wie Paulinus statt der verfallenen alten Kirche, eine herrliche, neue erbaut, fährt er also fort:

„Für diese viel größere Kirche nahm er den ganzen Raum in Anspruch, und hegte ihn mit einer allgemeinen Umfassungsmauer ein, damit sie des Ganzen sichere Umzäunung wäre. Nachdem er nun einen großen und erhabenen Vorbau[2] nach den Stralen der aufgehenden Sonne ausgebreitet, verschaffte er auch denen, welche weit von den geweihten Umfangsmauern entfernt stehen, einen reichen Genuß des innern Anblicks. Ja, selbst die Augen der dem Glauben Fremden wandte er auf die ersten Eingänge,[3] so daß nicht leicht Jemand vorbeilaufen mag, ohne daß seine Seele ergriffen werde, wenn er die ehemalige Verödung und die jetzige unglaubliche Herrlichkeit vergleicht. Der Erbauer hoffte, daß vielleicht, wer hiervon getroffen sei, auch herangezogen werde, und von dem Anblicke sich zu dem Eingange hinwende. Denen aber, welche durch die Eingänge ins Innere gehen wollen, erlaubte er nicht, mit unreinen und ungewaschenen Händen das innere Heiligthum zu betreten, sondern den großen Raum zwischen dem Tempel und den ersten Eingängen in den Bau hineinziehend, schmückte er denselben ringsum mit vier Hallen, deren Ecken in Winkeln zusammenstoßen, indem er den Platz im Viereck mit Säulen umzog, die von allen Seiten sich erheben. Die Zwischenräume der Säulen umschloß er mit einem Geländer von Holz, netzförmig, von passender Größe.

„Den mittlern Platz[4] ließ er offen für des Himmels Anblick, eine helle und luftige Fläche, von den Strahlen des Lichtes beschienen. Hierhin setzte er die Sinnbilder heiliger Reinigung, indem er, der Stirn des Tempels gegenüber, Brunnen errichtete mit reichlichem Wasserflusse, zum Waschen für diejenigen, welche aus den heiligen Vorhöfen in das Innere eingehen. Und hier ist der erste Aufenthaltsort der Eintretenden, dem Ganzen Schmuck und Anmuth, und denjenigen, die noch der ersten Einführung ermangeln, eine angemessene Stätte gewährend.

„Aber die noch viel größere Anzahl derjenigen, welche, diesem Schauspiel vorbei, weiter

[2] αἱ πρῶται εἴσοδοι.

[3] πρόπυλοι.

[4] αἴθριον (atrium).

gehen, eröffnete er durch die innere Vorhalle[5] die Eingänge zum Tempel. Zuerst nämlich setzte er gegen Sonnenaufgang wieder drei Thüren in Einer Reihe. Die mittlere derselben ließ er an Größe und Breite die beiden Seiteneingänge weit übertreffen, und verlieh ihr ausgezeichneten Schmuck durch Erztafeln, die mit Eisen befestigt sind, und durch Verzierungen in erhabener Arbeit. Dieser, als Königinn,[6] gesellte er die andern als Trabanten bei. Auf dieselbe Weise richtete er Eingänge ein an den Säulengängen, zu beiden Seiten des ganzen Tempels, nach der Zahl der vordern Thüren. Ueber diesen Seitenhallen aber erdachte er noch Räume, die sich nach dem innern Saale zu öffnen, und durch anderes und helleres Licht ausgezeichnet sind, und verzierte sie mit Schmuck feiner Holzarbeiten.

„Den königlichen Saal aber (das Schiff) stattete er mit reicheren und kostbareren Stoffen aus, keinen Aufwand scheuend: und hier scheint es mir überflüssig zu seyn, des Gemaches Länge und Breite, seine schimmernde Schönheit, seine unbeschreibliche Größe anzugeben, und mit der Rede durchzugehen den glänzenden Anblick der Arbeiten und ihre himmelanstrebende Höhe, und endlich die über diese gelegten kostbaren Zedern des Libanon.

„Was soll ich über die durchaus weise und kunstvolle Anordnung sagen, und wie im Einzelnen darlegen das Uebermaaß der Schönheit an jedem Theile, wenn das Zeugniß der Augen die Belehrung durch die Ohren unnöthig macht?

„Indem er nun auf diese Weise den Tempel vollendet, und sowohl mit den obersten Ehrensitzen der Vorgesetzten als auch mit Sitzen, der Reihe nach für alle insgesammt, wie es sich ziemt, geschmückt, endlich noch das Heilige des Heiligen, den Altar, in die Mitte gesetzt hatte, so umzäumte er dieses Alles, um es der Menge unzugänglich zu machen, mit hölzernen, netzförmigen Schranken, welche die allerfeinste und künstlichste Arbeit schmückte, so daß sie den Anschauenden einen wundervollen Anblick gewährten.

„Aber auch den Fußboden vernachläßigte er nicht, sondern verherrlichte ihn mit Marmorschmucke aller Art.

„Dann wandte er sich endlich noch zu dem Aeußeren des Tempels, indem er zu beiden Seiten kunstvoll sehr große Ausbaue[7] und Säle[8] einrichtete, welche an den Seiten dem Hauptgebäude[9] gleichmäßig zugefügt, und durch die Eingänge in den dazwischen liegenden Saal (d. h. das Querschiff) mit demselben verbunden sind. Diese Räume richtete er für diejenigen ein, welche noch der Reinigung und Besprengung durch Wasser und den heiligen Geist bedürfen."

Wenn wir diese Beschreibung mit der Anschauung verbinden, welche die ältesten römischen

---

[5] *πρόπυλον.*

[6] Man vergleiche den Ausdruck: porta regia, für die mittlere Hauptthüre beim Eingange und bei den Schranken des Altarraums.

[7] *ἐξέδραι.*

[8] *οἶκοι.*

[9] *τὸ βασίλειον*

Basiliken uns darbieten, so erhalten wir ein Bild, welches ganz und gar den Einrichtungen der ältesten derselben entspricht, und sich von der eigenthümlichen Anordnung der morgenländischen Kirche bedeutend unterscheidet, nach deren Sitte es von dem Herausgeber des Eusebius und auch von Bingham hergestellt ist. Daß es zuvörderst die längliche Form gehabt, oder die Basilikenform im eigentlichen Sinne, dafür spricht die Erwähnung der Länge, als von der Breite verschieden. Wir haben oben schon die Vorschrift der sogenannten apostolischen Constitutionen über dieses Verhältniß nachgewiesen, welche ohne Zweifel voraussetzt, daß jene Form schon im Morgenlande gebräuchlich war.

Vor der Kirche haben wir zunächst das Atrium mit der es umschließenden vierfachen Halle: die innere derselben, die eigentliche Vorhalle, mit einer Hauptthüre und zwei Nebeneingängen. Das Innere hat ein Hauptschiff und zwei Nebenschiffe: wahrscheinlich, da uns die Höhe gerühmt wird, mit doppelter Säulenstellung, die im Orient überhaupt fast nie fehlte, weil hier die Frauen in der Empore zu sitzen pflegten. Dann das Querschiff mit dem Altar in der Mitte, an den Seiten mit Ausladungen für die Katechumenen, die nach dem Geschlechte gesondert waren: hierauf die Tribune mit den Sitzen für die Geistlichkeit: der Altar in der Mitte der Vierung, hinten von der Geistlichkeit, zu beiden Seiten von den obrigkeitlichen Personen umgeben, so daß dieser ganze Raum mit Schranken gegen das Uebrige abgeschlossen war, vorn, gegen das Volk, zu beiden Seiten gegen die Katechumenen. Alle in jenem Raume Versammelten hatten ihre Sitze, wie die Geistlichkeit nach Abstufungen. Von Ambo oder Kanzel hören wir noch nichts, eben weil aus der Tribune gepredigt ward: dem geeignetsten Platze offenbar bei Räumen mäßiger Größe: der Redende konnte von allen gesehen und, wegen der Form der Tribune, besser als irgendwo gehört werden.

Die zweite morgenländische Basilika, von welcher wir eine gleichzeitige Beschreibung besitzen, ist die von Constantin, im Jahre 335, bei der Feier des dreißigsten Regierungsjahres, an der Grabeshöhle des Erlösers erbaute. Der Kaiser hatte zuvörderst das verschüttete Grab wieder eröffnen, herstellen und schmücken lassen; er hatte in einem, uns erhaltenen, Schreiben an den Bischof von Jerusalem seinen Entschluß verkündet, daß diese Kirche nicht allein schöner als alle bekannten werden, sondern auch alle andern öffentlichen Gebäude an Pracht übertreffen solle. Nachdem Eusebius vom Schmucke des heiligen Grabes geredet, giebt er folgende Beschreibung des Tempelbaues (de vita Constantini III 35 bis 39).

„Der Kaiser schritt von hieraus fort zu einem sehr großen, dem reinen Himmel offen liegenden Platze. Den Fußboden desselben schmückte glänzendes Gestein als Pflaster, und ausgedehnte Hallen umfaßten ihn von drei Seiten. Denn an der vierten Seite, der Höhle gegenüber, nach Osten, war die Basilika[10] angebaut; ein erstaunliches Werk, zu unendlicher Höhe aufgeführt, in Länge und Breite sich weit ausdehnend. Inwendig war der Bau (an den

---

[10] ὁ βασίλειος νεώς.

Wänden) mit Platten bunten Marmors bedeckt. An der Außenseite erglänzten die Mauern von gehauenen Steinen, die eng und regelmäßig zusammengefügt waren, und zeigten eine maaßlose Schönheit, welche der Marmorbekleidung gar nichts nachgab.

Das Dach aber dieser Mauern war von außen mit Bleimassen gedeckt, zum sichern Schutze gegen Winterregen. Im Innern war die Decke durch geschnitztes Tafelwerk abgetheilt, und erstreckte sich wie ein großes Meer durch das ganze Schiff,[11] indem sie in ihrer ganzen Ausdehnung ununterbrochen zusammenhängende Verflechtungen darbot, durchaus mit glänzendem Golde belegt, so daß der ganze Tempel davon, wie von Lichtstralen, leuchtete.

Die Zwillingseingänge doppelter Säulenhallen, die einen von der Erde aufsteigend, die andern sich darüber erhebend, erstreckten sich zu beiden Seiten in der ganzen Ausdehnung des Tempels, (d. h. vor dem Eingange und im Innern waren Säulenhallen, mit zwei Stockwerken). Auch hier waren die Decken bunt mit Golde geschmückt; und zwar ruhten die Hallen an der Vorderseite der Kirche auf sehr großen Säulen, während die im Innern sich auf Pfeilern erhoben, welche mit vielem äußeren Schmuck angethan sind.[12]

Drei schön gebildete Thüren, nach Osten schauend, nahmen die Menge der Hereinströmenden auf.

Diesen Thüren gerade gegenüber war die halbzirkliche Hauptnische (die Tribune[13]) die sich an der Spitze der Basilika öffnete.[14] Zwölf Säulen kränzten sie, gleicher Zahl mit des Erlösers Aposteln. Die Gipfel derselben waren mit sehr großen silbernen Bechern geschmückt, welche der Kaiser selbst seinem Gotte als das schönste Weihgeschenk darbrachte.

Von da nun ging er vorwärts zu den Eingängen vor dem Tempel, und schloß die offene Fläche ein. Hier war nämlich, an jeder der beiden Seiten, ein erster Vorhof:[15] daran stießen Hallen, und vor diesen allen lagen die Vorhofseingänge. Nach diesen kamen, auf der Mitte des offenen Platzes,[16] des Marktes die Propyläen (vordersten Eingänge) des Ganzen, welche den außen umher Wandelnden einen Erstaunen erregenden Anblick der innern Herrlichkeit gewährten.

Diesen Tempel also errichtete der Kaiser, als ein klares Zeugniß der heilbringenden Auferstehung, und schmückte ihn ganz und gar mit reicher und kaiserlicher Ausstattung."

---

[11] *βασίλειος οἶκος.*

[12] Der Text wird jetzt so gelesen: *αἱ δὲ εἴσω τῶν ἔσωθεν ὑπὸ πισσοῖς ἀνηγείροντο, πολὺν τὸν ἔξωθεν περιβεβλημένοις κόσμον.* Die Worte: *τῶν ἔσωθεν* sind als ganz unverstandlich zu streichen: sie sind in den Text gekommen, als eine hierher verschlagene Verschlimmbesserung von *τὸν ἔξωθεν.* Die Lesart zweier Handschriften: *ἔμπροσθεν*, ist ein Versuch, jenen Worten einen Sinn zu geben.

[13] *τὸ κεφάλαιον τοῦ παντὸς ἡμισφαίριον*, nach Valesius sicherer Verbesserung statt *ἡμισφαιρίον.* *Ἡμισφαίριον* ist die rednerische Bezeichnung statt des Kunstausdruckes *ἡμικύκλιον.* Im Schreiben an den Kaiser nennt der Bischof diese Haupttribune *κάμαρα* (camera, Gewölbe).

[14] *ἐπ' ἄκρου τοῦ βασιλείου*, nicht mit Valesius zu verschlimmbessern in *ἐπ' ἄκρον* (usque ad culmen).

[15] *αὐλὴ πρώτη.*

[16] *πλατεία.*

Der Schwulst der Darstellung verdunkelt die klare Anschauung des Beschriebenen. Zu Anfang und zu Ende redet Eusebius von Hallen vor der Kirche. Die einfachste Erklärung scheint folgende:

Die Kirche war natürlich dem heiligen Grabe so vorgebaut, daß man nur durch sie in dasselbe eingehen konnte. Der Eingang in die Kirche war vom Marktplatze. Hier standen Propyläen, an die sich eine Umhegungsmauer mit inwendigem Säulengange anlehnte, das ganze Heiligthum abschließend vom Verkehr des gewöhnlichen Lebens. In diesem so abgehegten Raume nun lag die Basilika; vor sich zunächst das gewöhnliche Atrium habend, mit seinen vier Säulenhallen, deren innere die Vorhalle der Kirche bildete. Diese selbst hatte eine zweistöckige Halle unmittelbar vor sich; eben so waren die Seitenschiffe zweistöckig, aber sie wurden von Pfeilern getragen, und nicht wie die Halle von Säulen. Jedes Seitenschiff lief in eine Nische aus, daher heißt die eigentliche Tribune die Hauptnische. Ohne Zweifel gelangte man aus diesem hintern Theile der Kirche in das Grab. Eine Halle hinter der Tribune wird ausdrücklich erwähnt. Eigenthümlich waren der Grabeskirche die Seitenhallen, und die zwischen ihnen und dem Seitenraume der Kirche liegenden Höfe. Sie waren nämlich durch jene Umhegungsmauer gegeben, die sich an den Seiten um Kirche und Grab herzog, ohne Zweifel an die Felsenwand des Grabes sich anlehnend. Die drei Eingänge waren aber nicht Seiteneingänge; sie liegen östlich wie der Eingang des Grabes.

Eine andere Eigenthümlichkeit der Grabeskirche waren zwölf Säulen vor der Tribune. Sie trugen kein Gebälk, sondern Becher, und waren also nur Zierrath. Sicherlich haben sie den Altar nicht von der Tribune abgeschlossen, wahrscheinlich haben sie ihn vielmehr mit derselben, als ein Ganzes, von der Gemeinde gesondert. Entweder standen sie je sechs an beiden Seiten des Altars, als Fortsetzung der Tribune; oder sie waren in drei, je vier Säulen enthaltende, Reihen vertheilt, zwei zu den Seiten des Altars, und die eine vor ihnen. Sie waren, in diesem Falle, die Vorbereitung des Vorbaues der Tribune, welche den Altar in dieselbe hineinzog, und vorn durch Thüren sich der im Innern schaltenden Priesterschaft öffnete, zu ihrer Verhandlung vor und mit dem Volke. In der alten constantinischen Peterskirche standen vor der Tribune sechs Säulen, bis Gregor der Dritte im achten Jahrhunderte ihre Zahl verdoppelte. Vielleicht geschah dieß nicht ohne Beziehung auf das Heiligthum von Jerusalem. Beide Kirchen waren dem Auferstandenen gewidmet. Hängt nicht vielleicht damit die, sonst ganz sinnlose, Sage zusammen, jene zwölf Säulen der Peterskirche stammten von dem Tempel zu Jerusalem her?

Ehe wir von der Beschreibung der ältesten christlichen Basiliken des Morgenlandes zum Abendlande übergehen, müssen wir die übrigen nachweislichen Kirchenformen der ältesten Zeit im östlichen Reiche anführen. Zuerst also hatte der früh versuchte Rundbau, wozu wir alle dem Kreise sich nähernde vieleckige Bauten rechnen, in Constantins östlichen Bauten unleugbar Vorbild und Ausgangspunct. In Antiochien nämlich errichtete dieser Kaiser eine achteckige

Basilika, die um ihrer einzigen Pracht willen (**Eusebius vita Const. III, 50)** die goldene Basilika genannt wurde; nach dem weitern Gebrauch letzteres Wortes für ein christliches Gotteshaus.

„Mit langen Umgängen [17] sagt **Eusebius**, umfaßte er den ganzen Tempel von außen, inwendig aber erhob er den Betsaal [18] zu einer ungeheuren Höhe, indem er ihn in achteckiger Form anordnete, mit mehreren Sälen [19] und mit Nischen [20] rings im Kreise der obern und untern Umgänge. [21] Er schmückte ihn mit einem Ueberflusse von Gold, Erz und andern Kostbarkeiten.“ Dieser Kirche ist im alten Abendlande überraschend ähnlich die Kirche **San Vitale** in Ravenna, ein Werk aus der Zeit Justinians, das man bei Agincourt nachsehen kann. Wie man in Rom dieselbe Aufgabe, noch vor der Einweihung des Pantheon, zu lösen suchte, zeigt **San Stefano rotondo** aus dem Ende des fünften Jahrhunderts. Eine ähnliche erbaute in Nazianz der Vater des heiligen Gregorius, der von jener Stadt Kappadociens benannt wird.

Aber ungleich wichtiger für die ganze Geschichte des christlichen Kirchenbaues erscheint eine Anlage desselben Kaisers in Byzanz selbst, die Denkmalkirche der heiligen Apostel. Eusebius schildert sie im Leben Constantins (IV, 58, 59) folgendermaßen:

„Den ganzen Tempel erhob er zu unsäglicher Höhe, und machte ihn stralend von buntem Glanze allartiger Steine, indem er alles vom Fußboden bis zur Decke damit bekleidete. Die Decke selbst aber theilte er in zierliche Felder ein, und überzog sie ganz mit Gold. Oben gewährte Erz statt der Ziegelbedeckung dem Werke Sicherheit gegen die Regengüsse; auch dieses umleuchtete vieles Gold, so daß es den von ferne darauf Hinschauenden den Wiederglanz der Sonnenstralen blendend entgegensandte. Netzförmig ließ er erhabene Arbeiten aus Erz und Gold um die Kuppel (domatio, von **doma**, Wölbung, daher „Dom“) umherlaufen.“ [23]

Daß nun diese Kuppelkirche inwendig ein gleicharmiges Kreuz darstellte, über dessen Mittel sich die Kuppel erhob, belehrt uns zwar nicht jene schwülstige Beschreibung, wohl aber der heilige Gregor von Nazianz in folgendem, wenn auch nicht sehr dichterischem, doch einfachem und anschaulichem Distichon. [24]

Dort erhebt sich prangend der Dom der heil'gen Apostel
Seiten durchschneiden ihn vier, Kreuzesform stellen sie dar.

---

[17] *περίβολοι.*

[18] *εὐκτήριος οἶκος*

[19] *οἶκοι.*

[20] *ἔξεδραι.*

[21] *χωρήματα.*

[22] S. Valesius zu Euseb. vita Const. III. 50.

[23] Valesius hat in der Kirchensprache des französischen Mittelalters domata als Bezeichnung von Kuppeln nachgewiesen. Die gewöhnliche alberne Ableitung von doma, Dom, aus einer lateinischen Abkürzung (D. O. M. deo optimo maximo) hätten also die Philologen nie aufkommen lassen sollen.

[24] *Σὺν τοῖς καὶ μεγάλαυχον ἕδος Χριστοῖο μαθητῶν*
Πλευραῖς σταυροτύποις τέτραχα τεμνόμενον.

Hienach scheint die Angabe des späteren Ungenannten (bei Rumohr, Ital-Forschungen **III**, 188.), Constantins Apostelkirche sei ein längliches Viereck mit hölzernem Dachstuhl gewesen, berichtigt werden zu müssen. Entschieden war sie keine Basilika römischen Styles, wenn auch die Form länglich war, wie bei **San Marco**.

Wir haben vielmehr hier die älteste urkundliche Anwendung der Form einer Grabkirche auf den Kirchenbau, und damit den Ursprung der gewöhnlichen byzantinischen Kirchenform, d. h. des fast gleicharmigen Kreuzes mit der Kuppel. Die fragliche Kirche heißt eine Denkmalkirche.[25] Es ist in dieser Zeit also nicht die eigentliche Kirchenform, nicht die Form der Gemeinde- oder Parochialkirche: als diese zeigt sich die reine Basilika. Ursprünglich aber ist diese Form nichts als eine eigenthümliche Auffassung der altchristlichen Grabdenkmäler oder Grabkapellen, wie die Grabmäler der heiligen Helena und der heiligen Constantia in Rom sind, deren ähnliche sich einst bei St. Peter als Grabstätte der Familie des Honorius fanden. Aber diese hat ihr Urbild in der volksthümlichsten Grundform des alten römischen Grabmals, wie es jeder aus den prachtvollen Trümmern des Denkmals der **Caecilia Metella** kennt. Es ist die antike Thurmform, mit Nischen für die Sarkophage. Das Ganze wölbt sich kuppelartig mit Mosaikschmuck; unter der Kuppel steht der Altar. So ist das Ganze eine Grabkirche über der Erde, wie die Basilika des heiligen Hippolytes in Rom eine Grabkirche unter der Erde war. Aber auch die byzantinische Form der Grabkirche, stammt, wie manche Reste antiker Gräber zeigen, von altrömischen Vorbildern. In ihr nun ist der innere Raum in vier gleiche Arme getheilt, die alte Kreuzform darstellend: wo die Arme zusammentreffen, und also der Altar steht, erhebt sich die Kuppel; auch dieß namentlich nach antikem Vorbilde. Wie Anwendung und innere Anordnung, so ist der ganze Schmuck des byzantinischen Baues eigenthümlich. In Rom fanden wir noch Mosaiken: schon auf idealem, nämlich auf Goldgrunde. Hier ist dagegen vorherrschend das bloße Gold, statt der Mosaiken: Glanz und symbolische Andeutung statt Kunst und geschichtlicher Darstellung. Damit ist die ganze byzantinische Kirche im Keime gegeben, nach Form, Styl und Ausschmückung. Allein es würde ganz ungeschichtlich sein zu sagen, die spätere byzantinische Kirche sei aus Verbindung jener Grabkirchenform mit der Halle der alten Basilike entstanden. Denn die Gewölbnischen sind der Basilika so ursprünglich eigen, wie jenen Grabkapellen. Es läßt sich sagen, das Abendland habe die Basilika zu Grunde gelegt, das Morgenland die Grabkirche. Daß jedoch diese Form allgemeine Kirchenform im Morgenlande werden konnte, setzt eine besondere, einseitige Entwicklung des gemeinsamen Basiliken-Typus in der morgenländischen Kirche, (nämlich die Vertiefung der Tribune) voraus: eine Entwicklung, deren Ausgangspunct wir im folgenden Abschnitte aufzeigen werden.

Die griechische Kreuzesform war also in unserm Zeitraume — dem constantinisch-

---

[25] *μαρτύριον*.

theodosischen Zeitalter — schon in den Kirchengebrauch eingeführt. Der Rundbau ward in dieser Zeit zwar als Kirche angewandt, jedoch nicht der unbedingte, wie ihn das Pantheon darstellt. Ein solcher mußte sich als höchst unzweckmäßig erweisen, und nur noch mehr die Vortrefflichkeit des Basiliken-Typus hervortreten lassen. Denn der Kreis bedarf alsdann einer besondern Apsis, und die gewöhnliche kleine halbkreisförmige Apsis der ältesten Basilika erscheint alsdann wie ein Höcker. Dieß sieht man bei **San Stefano Rotondo**, dem rohen Versuche eines unbedingten Rundbaues aus dem Ende des fünften und Anfange des sechsten Jahrhunderts. Der constantinische Rundbau in Byzanz, und **San Vitale** in Ravenna zeigen eine viel geistreichere Auffassung.

Nach allem diesem dürfen wir die Basilikenform als die allgemeinste christliche, und, im Abendlande, als die fast ausschließlich gebräuchliche ansehen. Sie begegnet uns hier auch allenthalben. Am anschaulichsten und erkundlichsten tritt sie uns vor die Augen in einem höchst merkwürdigen und anziehenden Brief des gelehrten, frommen und geistreichen Bischofs, Paulinus von Nola, eines nicht allein kunstliebenden, sondern auch baumeisterlichen Mannes aus dem Anfange des fünften Jahrhunderts. Er beschreibt die von ihm in Nola gebaute Kirche im zwölften Briefe an Severus (dem zwei und dreißigsten bei Muratori). Indem wir, der Kürze wegen, übergehen, was sich auf die Mosaiken und andere Nebensachen bezieht, heben wir aus der Beschreibung heraus, was einen anschaulichen Begriff des Baues selbst giebt.

„Jene Basilika (schreibt der Bischof,) im Namen unseres Herrn und Gottes Jesu Christi, dem Herrn des Baues, unserem gemeinschaftlichen Schutzherrn (dem heiligen Felix) geweiht, ist ehrwürdig nicht allein durch den Ehrennamen des heiligen Felix, sondern auch durch die unter dem Altare, innerhalb der dreifach gewölbten Tribune (apsis) niedergelegten Reste der Apostel und Märtyrer.[26] Fußboden und Wände der Tribune sind mit Marmor bekleidet; das Gewölbe ziert und erhellt eine Mosaik mit Inschrift" . . . . (folgen Verse)

„An dem untern Gürtel, wo eine Erhöhung (crepido) von Stuck (gypsus) die Grenze von Wand und Gewölbe verbindet oder trennt, beurkundet folgende Inschrift, die unter dem Altare niedergelegten ehrwürdigen Reste der Heiligen" . . . . . . (folgen wieder Verse)

Der ganze Raum der Basilika außerhalb der Tribune (concha) dehnt sich aus mit einer hohen, getäfelten Decke und doppelten Hallen zu jeder Seite, die durch eine doppelte

[26] Basilica reliquiis apostolorum et martyrum intra apsidem *trichoram sub altari* sacratis venerabilis est. Die gewöhnliche Lesart: *trichora sub altaria* ist eben so sinnlos als ungrammatisch. Die Erklärung und zugleich Gewähr unserer Verbesserung geben die bald im Texte folgenden Worte: deposita *sub altari* sancta sanctorum, verglichen mit der Beschreibung der Tribune oder Apsis (concha), wo Paulinus sagt: *cum duabus* dextra laevaque *conchulis* intra spatiosum sui ambitum *apsis* sinuata laxatur. Man vergleiche auch noch für den Gebrauch des Wortes trichorus von gewölbten Nischen die Inschrift bei Gruter (Thes. p. 1166):

Octochorum sanctos templum surrexit in usus:
Octogonos fons est munere dignus eo.

Das Gebäude nämlich ist ein achteckiges, mit acht Nischen oder Tribunen versehenes Baptisterium, welches in der Mitte ein achteckiges Taufbecken hat.

Säulenreihe mit Bögen gebildet werden. Innerhalb der Hallen sind je vier Kammern (cubicula) an die lange Seite der Basiliken angelehnt. Sie bieten angemessene Räume dar für stilles Gebet, oder für Betrachtung des Gesetzes des Herrn, und außerdem auch für Denkmäler frommer und befreundeter Männer, denen hier die Ruhestätte des ewigen Friedens geworden. —

Die Inschriften über den Eingängen der Basilika sind folgende:

„Friede mit dir, der du, in friedebegehrenden Herzens
Heiligem Schmuck, eingehn willst in des Heilandes Haus." [27]

und unter dem Zeichen des Herrn, gestaltet wie die Inschrift es aussagt, folgende Verse:

„Kronumschlungen hier schaue das Kreuz des Erlösers am Eingang;
Siehe, erhabenen Preis für des Kampfes Mühen verheißt es:
Auf denn! ergreife das Kreuz, willst davon du tragen die Krone." [28]

Daneben, durch einen anmuthigen Garten getrennt, war eine andere Basilika, die der Bischof ebenfalls erbaut. Seine Beschreibung derselben ist folgende:

„Der Eingang der Basilika ist nicht, wie die vorherrschende Sitte es giebt, nach Osten, sondern nach der Basilika meines Herrn, des heiligen Felix gewandt, nach dessen Denkmal (memoria, etwa in einer der vier obengenannten Kapellen?): doch ist auch hier die Apsis rechts und links durch zwei kleinere Tribunen (conchulae) innerhalb ihres geräumigen Umfangs ausgedehnt. Die eine jener zwei Nischen ist für die das Dankopfer darbringenden Priester bestimmt; die andere nimmt in ihren weitern Raum die den priesterlichen Gebeten Folgenden (Diaconen) auf."

Diese Basilika war mit der ihrem Eingange quer gegenüberliegenden Denkmalkirche des heiligen Felix dergestalt verbunden, daß eine dreifach abgetheilte Bogenreihe aus ihr in das Kreuzschiff führte, dessen eigenthümlichen lateinischen Namen (transenna) wir hier zuerst finden.

Die Beschreibung des Bischofs ist besonders merkwürdig, weil sie die große Freiheit des ursprünglichen christlichen Basilikenbaues, bei festgehaltenem Typus der Anordnung, anschaulich zeigt. So tritt uns hier sogleich die uns als morgenländische Form bekannte Eigenthümlichkeit entgegen, daß die Apsis sich hinten zu beiden Seiten in zwei kleinere Nebennischen ausladet, deren eine für den amthaltenden Priester bestimmt ist, die andere für die Diaconen. Diese

---

27 Pax tibi sit quicunque dei penetralia Christi
Pectore pacifico candidus ingrederis.

28 Cerne coronatam domini super atria Christi
Stare crucem, duro spondentem celsa labori
Præmia: tolle crucem qui vis auferre coronam.

Eine dichterische und plastische Ausprägung des schönen Ausspruches: „Mit keinem andern kann Christus seine Krone „theilen im Himmel, als wer sein Kreuz mit ihm getheilt hat auf Erden."

Einrichtung zeigt sich am deutlichsten in **Sancta Sophia**. Die Tribune muß endlich schon einen Vorbau haben, durch vorgehende Schenkelmauern: denn der Altar steht in der Tribune der größern Kirche.

Nicht minder eigenthümlich ist die merkwürdige Einrichtung eines Theiles der Nebenschiffe zu Sekretarien, dem Vorbilde der späteren Kapellen und Sakristeien. Man hat also wohl an die Nachbildung der Form der alten Exedren, und ähnlicher Ausbaue zu denken.

Wir schließen hier die Betrachtung der Berichte unserer Gewährsmänner über Form und Anordnung der ältesten christlichen Kirchen, als sicheres Ergebniß festhaltend, daß in den ersten hundert Jahren des christlichen Reiches die Basilika allein die allgemeine Form der Kirchen des Morgen- und Abendlandes war.

Dritter Abschnitt.

Die christlichen Basiliken Roms und ihre Epochen.

Fassen wir die bisher einzeln beleuchteten Züge des Gemäldes zusammen, welches die Augenzeugen uns von den ältesten christlichen Basiliken des Morgen- und Abendlandes entwerfen, und halten sie neben die Gerichtsbasiliken, so gewinnen wir folgendes Bild.

Aeußerlich ist die christliche Basilike ganz derjenigen Gattung der Basiliken des Römerreiches entsprechend, welche bedeckte Mittelschiffe hatte: ein regelmäßiges längliches Viereck mit Vorhalle und, wo möglich, mit Vorhof. Hinten tritt der Ausbau des Tribunals, und zwar, nach dem ächt römischen Typus, in Halbkreisform heraus. Im Innern zeigt sich zuvörderst das Mittelschiff: im Morgenlande vorzugsweise mit einer Emporhalle: zu jeder Seite ein Gang, selten zwei, die sogenannten Seitenschiffe. Der Säulenbau waltet vor, doch werden auch schon, nach späterer römischer Art, statt der Säulen Pfeiler angebracht. Hier nun, auch wohl in den Seitengängen, ist die Gemeinde versammelt. In dem Halbkreise sitzt die Geistlichkeit. An die Stelle des alten Richtersitzes (tribunal), im Mittel des Bogens der Apsis oder Nische (semicyclium), welche den Thron des Richters trug, ist eine, mit Stufen vorn und zu den Seiten umgebene, Erhöhung, auf welcher der Bischofsstuhl (cathedra) steht. Der hier Sitzende predigt von diesem Thron, nach verlesenem Evangelium. So schildert die Stelle des Vorsitzenden (antistes) Prudentius in der anschaulichen und anmuthig einfachen Beschreibung der kleinen Basilike des heiligen Hippolytus in den Katakomben von Sankt Lorenzo vor dem Tiburtinischen Thore, mit ganz richtiger Uebertragung jene Erhöhung das Tribunal nennend:[1]

> Unter der Wölbung erhebt sich auf Stufen hoch das Tribunal,
> Wo der Obere laut predigt den Heiland und Herrn.

---

[1] »Fronte sub adverso gradibus sublime tribunal
Tollitur, antistes prædicat unde Deum.«

Der romanische Ausdruck „Tribune" unterscheidet sich also dadurch im Sinne von dem klassischen Mutterworte, daß er nicht jene Erhöhung, sondern die ganz halbkreisförmige Nische bedeutet, d. h. mit Apsis, Tribunalnische gleich bedeutend ist.

In dem vermittelnden Raume zwischen Geistlichkeit und Gemeinde befindet sich der Altar zur Feier des Abendmahles. Das Verlesen der Schrift hatte Statt von einem oder zwei niedrigeren Pulten, die zur Seite der Cathedra, oder auch neben dem Altare aufgestellt waren. Daher ward auch wohl, hier und da, schon früh von dieser Stelle gepredigt, und zwar nicht bloß von Diaconen und Presbytern, wie man gewöhnlich annimmt. So schildert Sidonius Apollinaris (um 470) den Platz, von welchem Bischof Faustus predigte, mit den Worten: [2]

„Wenn dich aufmerkend umsteht das Volk, dem Bischofe lauschend,
Der, von des Altars Stufen, vor Aller Angesicht redet."

Diese Einrichtung war offenbar außerhalb der architektonischen Idee und Anlage, nur eine bewegliche Vorrichtung. Der Bischof saß alsdann auf einem beweglichen Sessel, welchen man nachher im Kirchenlatein mit dem germanischen Namen „Faldistolium" (Faltstuhl), mißverständlich Feldstuhl (englisch **Foldingstool**, französisch **Fauteuil**), bezeichnet.

Bei diesem allgemeinen Typus zeigt sich eine bildungskräftige Beweglichkeit, und eine große Freiheit der Behandlung. Vieles im nächsten Zeitraume als unveränderlich Geltende, steht so wenig jetzt fest, daß das Gewöhnliche das Gegentheil des späteren Typus darstellt. Die Richtung der Kirche ist gewöhnlich die, daß der Eingang nach Osten liege, wie später das Umgekehrte sich als typisch geltend machte. Die Seitenschiffe haben abgesonderte Räume zum Lesen und Forschen in der Schrift; die halbkreisförmige Nische ladet sich ausnahmsweise zu beiden Seiten der Kathedra in kleine Seitennischen aus, was wir später nur noch im Morgenlande, dort aber fast typisch finden.

So wie wir nun sagen dürfen, daß das bisher Geschilderte, und durch vollgültige Zeugnisse Beurkundete der allgemeinste Typus der uns bekannten alten Basiliken der christlichen Welt des Morgen- und Abendlandes im Constantinisch-Theodosischen Zeitalter war; so dürfen wir auch behaupten, daß hinsichtlich der erhaltenen Denkmäler für diese Kenntniß des allgemeinsten Typus, Rom nicht etwa oben an, sondern fast ganz allein dasteht. Denn Ravenna, von welchem wir nachher reden werden, hat nur Eine wahre Basilike noch aufzuweisen: **Sant' Apollinare in Classe**. Man hat nur den Grundplan der St. Paulskirche und den von Santa Maria Maggiore anzusehen, um jene Beschreibungen der ältesten Kirchen anschaulich zu verstehen; so wie umgekehrt es gewiß keinen sichreren Weg gibt, über die ursprüngliche Einrichtung einer römischen Kirche ins Klare zu kommen, als die Beschreibungen des Eusebius und Paulinus.

---

[2] Seu te conspicuis gradibus venerabilis aræ
Concionaturum plebs sedula circumsistit.

In den römischen Basiliken nun dauert diese älteste Form ohne irgend eine wesentliche Veränderung bis in das Zeitalter Karls des Großen fort. Rom besitzt aus diesem Zeitraum noch jetzt eilf Basiliken, die, trotz mancher Schicksale während ihres tausend- bis fünfzehnhundertjährigen Bestehens, doch noch jetzt wesentlich den ursprünglichen Charakter, nach Form und Anordnung, erkennen lassen: und die verschwundene, größte und älteste, die Basilike des heiligen Petrus, ist uns nicht allein durch die bei ihrer Zerstörung aufgenommenen Pläne und verfaßten Beschreibungen eben so anschaulich aufbewahrt, als wenn sie stände, sondern es ist auch über ihren Zustand während des ersten Zeitraums uns so vieles bekannt, daß man den alten Grundplan und die ursprüngliche Anordnung mit Sicherheit herzustellen im Stande gewesen ist.

Die Reihe der römischen Basiliken unsers Werkes, an welche wir, neben den oben beschriebenen, und neben der Ravennatischen Basilike, die nähere Bezeichnung des Charakters dieser ersten Epoche zu knüpfen haben werden, ist, nach den in der Beschreibung Roms niedergelegten Untersuchungen, folgende:

Viertes Jahrhundert.

Die alte St. Peterskirche ... Constantin der Große um 330
Die alte St. Paulskirche ... Theodosius und Honorius, von . . . . 386 an.

Fünftes Jahrhundert.

Santa Sabina ... Pabst Cölestin, um 425
Santa Maria Maggiore ... Pabst Sixtus III. um 432
San Pietro ad Vincula ... Eudoria, um 442

Sechstes Jahrhundert.

San Lorenzo fuori le mura ... (hintere Kirche) Pabst Pelagius . . 580
Santa Balbina ... Gregor der Große 600

Siebentes Jahrhundert und erste Hälfte des achten.

S. Agnese fuori le mura ... Honorius I. 625
Santi quattro Coronati ... Derselbe 625
S. Georgio in Velabro ... Leo II. 682
S. Crisogono (wenn nicht älter) Gregor III. 730

Wir stellen kurz das Gemeinsame der großen Haupttheile dieser Basiliken dar, mit Beziehung auf das Vorhergehende.

Zuerst von Außen gesehen.

Die Vorhalle zeigt durchgehend den antiken Charakter einer Säulenhalle, welche die ganze Breite der Kirche einnimmt; ihre Höhe ist die der Seitenschiffe. Hinter ihr und über

sie hinaus erhebt sich die Vorderseite der Basilike, als einfache, bisweilen mit Mosaiken verzierte Mauer: mit runder Fensteröffnung, auch wohl schon mit mehreren einfachen bogenförmigen Fenstern, bis zu dem leise sich erhebenden Dache des Hauptschiffes, so daß sich oben ein niedriges Dreieck als Tympanum bildet. Die Seitenschiffe zeigen hier ihre eigene Bedachung. Die Ausladung des Querschiffes ist wohl nur in der jüngern der zwei fünfschiffigen Prachtbasiliken des vierten Jahrhunderts (St. Peter und St. Paul) ursprünglich: doch in jener jedenfalls schon älter als das Ende unseres Zeitraums. Ganz neu ist sie in Maria Maggiore: den übrigen ist sie noch jetzt fremd. Aus der hinteren Mauer tritt die Tribune halbkreisförmig hervor.

So erscheint die Basilike durchgängig von außen. Einen Vorhof (**Paradisus, Parvis**) können wir nachweisen bei jenen fünfschiffigen: wir sehen etwas der Art auch bei der Kirche der **Santi Quattro**. Es ist dieß Atrium ein etwas längliches Viereck, an jeder Seite von einem Säulengange von der Höhe der Seitenschiffe eingeschlossen, so daß die innere Halle die Vorhalle der Kirche bildet. In der Mitte ist ein Springbrunnen (**cantharus**) zum Händewaschen, nach volksthümlicher Sitte aller Vorhöfe.

Was ein solches Aeußere verspricht und andeutet, erfüllt und leistet das Innere. Ein reicher Säulenwald entfaltet sich symmetrisch dem, durch den mittleren Eingang in die Basiliken Eintretenden: wo sich Pfeiler finden ist es spätere Ausbesserung zur Sicherung des Baues.

Durchgängig erhebt sich das Mittelschiff bedeutend, ungefähr um zwei Drittel der Höhe seiner Säulen, über die Seitenschiffe. Doch wird die obere Säulenstellung der alten Gerichts=Basiliken meistens durch eine hohe Mauer ersetzt, in deren oberstem Theile die Fenster angebracht sind. Dieser Umstand machte eine doppelte Eindachung nothwendig. Die der Seitenschiffe konnte nämlich erst unter den Fenstern der Mauer des Hauptschiffes ansetzen. Jetzt zeigen nur noch **Sant' Agnese** und **S. Lorenzo** Emporhallen, in deren Anlage und Verhältnissen sich jedoch der Verfall der Kunst offenbart; vielleicht hatte auch die Basilike der **Santi Quattro** ursprünglich solche. Alle diese Kirchen sind dreischiffige Basiliken, welche wir als die einfachen und gewöhnlichen zuerst betrachten.

Bei dieser Einrichtung zeigt sich hinsichtlich der Eindeckung der Seitenschiffe eine durchgehende Sitte, die kunstgemäß nicht gerechtfertigt werden kann. Die Decke des Mittelschiffes nämlich war ursprünglich, wie es sich wenigstens bei allen römischen Basiliken nachweisen läßt, nach antiker Weise mit einer flachen, reich in viereckigen Feldern verzierten Holztäfelung gedeckt. Eine solche Decke aber war bei den dreischiffigen Basiliken ohne Zweifel ursprünglich nur von der Höhe der Ueberdeckungsbogen des Gebälkes der Säulen des Haupt=schiffes zu den beiden Seitenräumen des Gebäudes gezogen, so daß man in diesen von innen das schiefe Dach sieht.

Dieß verrieth aber eine unheilbare Kunstwidrigkeit, welche keine Veranlassung in der Bedeckung des Hauptschiffes hat. Denn wenn man auch später, wie in Rom nach den

Zerstörungen der Sarazenen und nach anderen Unfällen gegen das Ende dieses Zeitraums der Fall war, das Balkenwerk über dem Hauptschiffe unbekleidet und offen ließ; so ergab sich doch hier in der Mitte dadurch eine abgeschlossene architektonische Form, während an den Seiten die, mit dem Säulenbau unvereinbare, dabei die Nothdurft zeigende, und deßhalb unschöne und unkünstlerische, schiefe Linie eines Scheunendaches blieb.

Bei den fünfschiffigen Basiliken haben beide Seitenschiffe jetzt ein gemeinschaftliches Pultdach. Die Bogen in der Mauer über den Säulen des innern Seitenschiffes, welche man so auch in den Darstellungen der alten St. Peter bemerkt, scheinen aber zu zeigen, daß jenes Seitenschiff sich über das äußere Seitenschiff erhob. Eine flache Decke lag also nach den Mittelschiffen hin, und das innere Seitenschiff erhielt sein Licht durch jene bogenförmigen Fensteröffnungen.

Das Wegfallen der Emporhallen ferner war eine Verarmung des Typus und ein Verlust für die Benützung des Raumes bei den dreischiffigen Basiliken. Bei den fünfschiffigen Basiliken fiel dieser Grund allerdings weg. Denn wozu sollten hier Emporhallen dienen? Der Raum für die Zuhörer war schon übermäßig groß. Der Zweck, daß man im ganzen Raume das höre, was von der Tribune gesprochen wurde, trat überhaupt weit zurück hinter dem Wunsche, einen prachtvoll großen Raum darzustellen. Aber das Schwerfällige und Unorganische der Mauer über den Säulen sprang hier noch stärker hervor, denn man mußte bei solcher Länge und Breite eine größere Höhe zu gewinnen suchen, als sich nach den unveränderlichen Gesetzen der antiken Kunst bei einer einfachen Säulenstellung bewerkstelligen ließ. Frägt man daher nach dem Grunde jener offenbar schwerfälligen Auskunft, so liegt im Allgemeinen das unverkennbare Streben zu Grunde, eine möglichst bedeutende Höhe zu erreichen. Das Mittelschiff von St. Paul hat Säulen von 32 Fuß Höhe: bei der Höhe, die ihm gegeben ist, würde es, nach den Gesetzen der Kunst, Säulen von etwa 42 Fuß fordern: das Fehlende wurde also dem Gemäuer über diesen Säulen hinzugegeben. Eine solche Mauer erschien dann unverhältnißmäßig hoch, doch gab sie einen erwünschten Raum zu Ausschmückung mit geschichtlichen Darstellungen durch Mosaikmalerei, dem eigensten Charakter der neuen Religion angemessen. Wir werden auf diesen Punkt zurückkommen, wenn wir erst einen weiteren Gesichtskreis gewonnen haben. Gewiß ist, daß jene Mauern zu derartigen Malereien höchst willkommen sein mußten. Der Fußboden des Schiffs war immer mit Marmorplatten, auch wohl mit kunstreichem Steingetäfel (musivischem Musterwerk) verziert. Von festen Sitzen, von eingerichteten Kirchenständen, findet sich in den Schiffen der römischen Basiliken nicht die geringste Spur, vielmehr beweist die Fußbodenverzierung, wo sie erhalten ist, daß dergleichen nicht da waren. Von einer architektonischen Abtheilung quer durch das Mittelschiff, welche kirchliche Schriftsteller andeuten, kann man eine schwache Spur in Sta. Balbina zu Rom, und in San Michele zu Ravenna finden wollen. Nur die in vollkommener Gemeinschaft mit der Kirche stehenden Gläubigen hatten ihren Platz jenseits einer mit Thüren versehenen Wand,

eines Schrankenwerkes, den übrigen ward der vom Altar entferntere vorderste Theil der Kirche, zwischen jenen Schranken und den Kirchthüren angewiesen.

Jene Schrankenlinie heißt **Narthex** (νάρϑηξ), die Geißel, wahrscheinlich mit Beziehung auf die Kirchenzucht. Wir wissen daß außerdem auch Vorhalle und Atrium den Büßenden angewiesen waren: jene ist allen römischen Basiliken eigen, dieses denen von der vollkommensten Ausprägung der Form. Vielleicht trat deshalb eben jene innere Absonderung durch den Narthex in den römischen Kirchen nicht hervor. Alle römischen Basiliken dieser Periode mit Ausnahme von Sta. Agnese und Sta. Balbina (letztere ist eigentlich nur ein einfacher Saal mit der Apsis) haben den vermittelnden Raum zwischen Langhaus und Tribune, welchen man Querschiff nennt: einen querliegenden, durch die ganze Breite des Gebäudes ausgedehnten Saal, nach hinten durch Mauern abgeschlossen, welche in ihrer Höhe dem Mittelschiffe der Kirche entsprechend sind. Während auf der einen Seite die Tribune in dieses Querschiff hinein sich aufthut, ist dasselbe gegen die Vorkirche hin, nach einem jeden Schiffe derselben, durch ein entsprechendes Bogenthor geöffnet. Bei Sant' Agnese, wo das Querschiff fehlt, stoßen die Hallen der Kirche demnach unmittelbar gegen jene äußerste Endmauer, aus welcher die Apsis nach außen vorspringt. Hier tritt man also unmittelbar aus dem Mittelschiff in die Tribune. Bei einer solchen, für kleinere Kirchen nicht unnatürlichen, Anordnung, muß der Platz des Altars im Mittelschiffe selbst seyn, wie denn dieß auch bei Sant' Agnese der Fall ist. Das Bogenthor von dem Querschiff nach dem Mittelschiff entspricht in seiner Spannweite dem Bogen der Tribune: der Regel nach sind die Wandflächen und die Untersicht (Soffitte) dieses Thores mit Mosaikschmuck von oben bis unten reich verziert, mit bildlichen Darstellungen, welche, ihrem Charakter nach, von denen im Hauptschiffe sich durch die symbolische Natur des Gegenstandes und der Anordnung unterscheiden. St. Paul und die ältere Kirche von St. Lorenzo, jetzt zur Hinterkirche gemacht, geben hiervon ein anschauliches Beispiel.

Der Fußboden des Kreuzschiffes ist erhöht, gewöhnlich um mehrere Stufen, und reicher geschmückt als der des Langhauses. Dieser Character ist durchgehend. Seine Höhe ist mit der des Hauptschiffes übereinstimmend, doch pflegt sie bedeutender zu erscheinen, da die zugehörige Breite in diesen älteren Basiliken gemeinhin geringer ist, als jene des Hauptschiffes: nur bei St. Paul ist in diesen Breiten bereits Uebereinstimmung. Ist nun dergestalt diesem Theile allerdings tiefere Bedeutung und ein höherer Character gegeben, so steht doch fest, daß er durch keine Schranken von dem vorderen Schiffe, dem Orte der Gemeinde getrennt war. Was man jetzt von solcher Abschließung findet, gehört einer späteren Zeit an, und es ist ein Irrthum, diese Neuerung als Theil des alten Basiliken-Typus zu betrachten. Typisch, das heißt Ausdruck einer allgemeinen, wesentlichen Idee der Basiliken, ist offenbar nur die alte Anordnung.

Mittelpunkt nun des ganzen Querschiffes, und Grund seiner höheren Bedeutung ist der Altar: denn nur Einen Altar kennt die alte Basilike. Seine natürliche Stellung hiernach

ist auch die gewöhnliche: nämlich unter der Kreuzung der Schiffe. Die Verschiedenheit der Stellung ist diese. Er findet sich bisweilen hart am Eingang aus der Vorkirche in das Kreuzschiff, bisweilen umgekehrt näher nach der Tribune zu. Beide Stellungen haben jedoch, zum Theil nachweislich, ihren Grund in örtlichen Umständen, wie in der Lage der Confession, das heißt der Ruhestätte des Bekenners, oder in einem älteren Bau. Die Form des Altars in den ältesten Basiliken Roms ist nachweislich die des einfachen Altars, oder Abendmahlstisches: das heißt, es sind ausgeschlossen alle Baldachine und Tabernakel, deren allmähliges Hervorgehen aus metallenen Aufsätzen (Liborien) unverkennbar ist. So blieb also die Durchsicht der Kirche, von dem Eingange nach der Wölbung der Tribune, vollkommen frei. Der Platz zu beiden Seiten des Altars war zunächst der Ehrenplatz für Kaiser und Kaiserin, Senat, und was sonst den Obrigkeiten sich anschloß. Die Ehrensitze im Kreuzschiffe sind also der Anfang der Kirchensitze.

Das Querschiff ist ursprünglich ohne Vorsprung über die Seitenschiffe hinaus, also seine Länge nicht größer als die Breite des Langhauses. Bei dem Bau des Theodosius ist ein solcher Vorsprung mehr in der Idee eines Risalits (einer Sonderungsform), als in der Idee eines Flügels angedeutet. Bei St. Peter ist zwar ein derartiger größerer Vorsprung ziemlich früh, doch tritt nach innen durch eine Säulenstellung jenes allgemeinere Längenmaaß wieder hervor. Die Verlängerung jenseits dieser Säulenstellungen scheint in der Idee von Kapellen durchgeführt: die eine war nachweislich Taufkapelle.

Wir werden unten sehen, wie namentlich auch hierin die römischen Denkmäler die reinsten und klarsten Bilder des ursprünglichen christlichen Gedankens geben. Während in allen andern Theilen Italiens, und jenseits der Berge sich das Bestreben zeigt, den Typus durch eigenthümliche Bauformen mehr christlich auszuprägen, und während von Byzanz aus sich eine besondere Ausprägung, von einem andern Mittelpunkte aus, durch das ganze Morgenland festsetzte, behielt Rom die antike Form streng bei.

Dieses Verhältniß bietet sich auch durchgehends in der Tribune dar. Der alte klassische Halbzirkel ihres Ausbaus zeigte sich als der allgemein zweckmäßigste für die christliche Idee. Er gab hinlänglichen Raum für die Geistlichkeit, welche hier saß: der Bischof, oder vorsitzende Geistliche nämlich auf einem Thronsessel, der auf Stufen sich erhob, wie die Sella Curulis des Prätors: rechts und links die übrige Geistlichkeit auf niedern Bänken. Die Tribune war auch in der römischen Basilika der eigentliche Ort des christlichen Redners oder Predigers. Daß von hier zu Gregor des Großen Zeit noch gepredigt wurde, wissen wir urkundlich. Es ist aber auch keinem Zweifel unterworfen, daß es am Ende unsers Zeitraums noch allgemein in diesen Basiliken der Fall war. Von hier aus konnte der Prediger in der ganzen Vorderkirche nicht allein gehört, sondern auch gesehen werden, und es ist wohl nicht zufällig, daß in St. Peter die Gesichtslinie von dem tiefsten Punkt der Tribune nur die beiden äußersten Nebenschiffe ausschließt, in St. Paul selbst diese noch umfaßt, in Sta. Maria Maggiore auch

gerade die drei Schiffe. Im Kreuzschiff war die Zahl der zu beiden Seiten des Altars Versammelten, der Natur der Sache nach, eine beschränkte, so daß der günstige Raum zum Sehen offenbar für dieselbe groß genug war. Die Höhe der Cathedra oder des bischöflichen Stuhls ist nicht bedeutend. Sie ist augenscheinlich für kleinere Räume berechnet, so daß der Sitz etwa der halben Höhe der Säulen des Mittelschiffs gleich kommt. Der Raum der Tribune ist in diesem unteren Theil seiner Wandfläche mit Marmorgetäfel und musivischen Schmuck verziert. Ueber der Gürtung, welche diesen Theil abschließt, zwischen ihr und dem Kämpfer des Gewölbes, sind die Wände mit Gestalten in musivischem Werke geschmückt, mit den Aposteln, mit der Schaar der Lämmer und Böcke. Die bedeutungsvollsten bildlichen Darstellungen sind an dem Gewölbe selbst angebracht. Gewöhnlich beherrscht den ganzen Raum, ausgezeichnet durch Würde in der Auffassung, die kolossale Gestalt des verklärten Erlösers, mit Engeln und andern Andeutungen der himmlischen Herrlichkeit umgeben. Alle diese Gestalten sind auf einem Goldgrunde abgehoben, der gleich prächtig wie poetisch wirkt.

In dieser ganzen Anordnung ist alles naturgemäß, zweckmäßig und einer schönen architectonischen Darstellung fähig; es ist die naturgemäße Grundlage einer eigenthümlich christlichen Ausprägung des Kirchengedankens. Ganz anders ist es bei dem unbedingten Rundbau, dessen Beispiel in Rom, Santo Stefano rotondo, wir schon oben erwähnt haben. Auch hier verlangte das christliche Gefühl eine Tribune. Sie tritt aber als ein unbedeutender Halbkreis aus dem großen Kreise der Kirche unorganisch, wie ein Höcker hervor, im Widerspruch mit der Grundform des Ganzen. Noch größer ist bei dieser Rundform die Schwierigkeit hinsichtlich der Stellung des Altars. In dem Kreise giebt es architectonisch keinen würdigern Punkt für den Altar als den Mittelpunkt. Eine Hälfte wenigstens der Gemeinde, und zwar die, welche dem Verkündiger des göttlichen Worts zunächst steht, muß bei jener Anordnung aber dem Altar den Rücken zuwenden.

Nicht leichter ist es bei dem Rundbau mit der Möglichkeit des Hörens. Der aus dem Halbkreise der Tribune Redende wird mit den größten akustischen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und der Vortheil der Tribune als eines kunstgemäßen, weil aus der Architektur selbst herausgewachsenen, Schalldeckels geht vollständig verloren durch die Kreisnatur der Stätte, in welche hinein gesprochen wird. Wer aber vom Altar aus redet, wird mit nicht geringeren Schwierigkeiten zu kämpfen haben. So war denn der unbedingte Rundbau ein entschiedener Fehlgriff, der in jener Zeit keine Nachahmung finden konnte, wo man noch Kirchen für Gemeinden baute, und nicht Kirchen für Kirchen: nämlich zur Darstellung mathematischer Figuren oder zur Hervorbringung einer willkührlichen malerischen Wirkung!

Mit einer Schwierigkeit aber mußte selbst die allgemeinste und einzig naturgemäße Bauart zu kämpfen haben, die wahre Basilikenform: nämlich mit der des Redens außerhalb der Tribune. Bei der Stellung des Altars in der Basilika konnte das Sprechen von demselben bei der Feier des Abendmahls, an sich nicht sehr schwierig sein: dazu kam, daß die dort

gesprochenen Worte als Schriftworte und mehr oder weniger stehende liturgische Formeln, der Gemeinde viel leichter verständlich waren, als eine Predigt. Aber so wie man über ein gewisses Maaß hinweggieng, (und das thut schon S. Maria Maggiore, noch vielmehr aber thun es die beiden fünfschiffigen Basiliken dieser Epoche) mußte man für die Verlesung der Schrift-Abschnitte, welche nie fehlen konnte, in Verlegenheit gerathen. Die gewöhnlichste Aushülfe scheint, wie oben angedeutet, die gewesen zu sein, einen oder zwei Lesepulte, nach dem Gebrauche der Synagoge aufzustellen. Das war natürlich: denn dieses Element des Gottesdienstes war aus der Synagoge herübergenommen. Der Platz für einen solchen Pult konnte offenbar nicht gerade vor dem Altare sein, was unehrbietig hätte aussehen müssen, sondern zur Seite: daher es auch wahrscheinlich sehr bald zwei sich entsprechende Ambonen gab. Immer war es keine architectonische Bildung, sondern nur eine, ursprünglich ohne Zweifel bewegliche, Vorrichtung innerhalb des eigentlichen Gebäudes. So finden wir denn auch schon in dem ersten Theile unsers Zeitraums das Lesen des Evangeliums von dem Verlesen der Epistel und anderer Schriftabschnitte gesondert, jenes fällt dem Diaconus zu, die Epistel dem Subdiaconus. Daher heißt auch die linke Seite (cornu) des Altars die Epistelseite (cornu epistolae), die rechte die Evangelienseite (cornu evangelii): weil im späteren Mittelalter die Verlesung im Hauptgottesdienste vom Altar aus statt fand. Aber schon im 6. Jahrhundert (gegen 577) hören wir, daß Pelagins I. in der Basilike des h. Petrus einen Ambo aufstellt, einen festen architectonisch gebildeten marmornen Lesepult, d. h. eine Kanzel.[3] Von hier wurde Evangelium und Epistel verlesen: jenes von der obersten Erhöhung der eigentlichen Kanzel, diese auf einer stufenartigen Erhöhung: woher auch der Gesang nach der Epistel das Graduale heißt: keineswegs von den Stufen des Altares. Der Ambo in Sant Apollinare ist auch nicht viel jünger. Zugleich hören wir, daß die Diakonen die Homilien großer Bischöfe und Väter der Kirche verlesen: ohne Zweifel von dem Orte, an welchem sie überhaupt lesen. Auf diese Weise begann sich die Sitte vorzubereiten, daß von dem Orte des Verlesens gepredigt wurde, was bei großen Räumen zweckmäßig scheinen konnte, da man der großen Masse der Zuhörer näher war: aber nicht in die architectonische Idee der Basilika aufgenommen war, noch aufgenommen wurde. Der Platz eines solchen Ambo oder suggestus, oder auch zweier, muß die Spitze des Hauptschiffs gewesen sein. Sie waren die Typen der Kanzeln. Allein wir können jetzt in Rom kein architektonisches Beispiel mehr aus dieser Epoche nachweisen. Ravenna hat das älteste Denkmal. Der deutsche Name Kanzel kommt übrigens von den Schranken vor dem Altare (cancella) her, so wie die englische Bildung desselben lateinischen Worts (chancel) den Altarraum bezeichnet. Oertlich paßt keines auf den alten Typus: denn die alte Kanzel war nie in der Altarkirche, und der Altar nie der Endpunkt der alten Kirche.

---

[3] Ambo ist griechischen Ursprungs: ἄμβων, von ἀμβαίνειν, statt ἀναβαίνειν: also Aufsteigung, Erhöhung, suggestum.

Dieses ist das Bild der alten Basiliken des christlichen Roms in ihrem Verhältnisse zu dem antiken Vorbilde. Unläugbar hat sich der christliche Typus mit der antiken Form auf eine höchst glückliche Weise verbunden. Eben so unleugbar ist, daß dieser Typus mit Freiheit benutzt wurde, und noch manche Freiheit für weitere Ausbildung in demselben Sinne zuläßt.

Dieser Typus bleibt nun im Wesentlichen in dem folgenden Zeitraume, dem zweiten, — von Karl dem Großen bis auf Bonifacius VIII., oder von der zweiten Hälfte des achten bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. Die Aehnlichkeit der römischen Denkmäler des Basilikenbaus in diesem Zeitalter mit denen der ersten Periode ist so groß, daß wir, nach ihnen zu urtheilen, nicht einmal durch das immer fortschreitende Sinken der Kunst berechtigt sein würden eine neue Epoche mit jenem großen geschichtlichen Wendepunkt zu beginnen. Diese Berechtigung liegt jedoch darin, daß in die Physiognomie der römischen Basilika jetzt zwei bedeutende Züge eintreten, welche dem ersten Zeitraume fremd sind: der Chor des älteren Mittelalters, und der Glockenthurm, oder die beiden Glockenthürme.

Die älteste Erscheinung des früheren Chors ist folgende. Der dem Altare nächste Theil des Schiffes wird durch die Vorleser und Sänger (Lectores und Cantores) besetzt, und mehr oder weniger von dem Reste des Schiffes durch Schranken abgeschlossen. In diesem Raume befanden sich gewöhnlich zwei sehr stattliche und architectonisch ausgebildete Ambonen: der eine ist zum Vorlesen der Epistel eingerichtet — mit einem Pulte nach dem Altare zu —;[1] der andere, der Hauptambo und ursprünglich der einzige, ist mit Seitenpulten nach der Breite der Kirche versehen: von ihm wird gepredigt, wenn nicht der Bischof von der Cathedra aus die Predigt hält. Der Gebrauch des Faltstuhls, der etwas vor den Altar vorgerückt zu dessen Seite für den Bischof hingestellt wurde, scheint in Rom nie die Kathedra oder den Thron der Tribunalsnische verdrängt zu haben.

Die ganze Einrichtung des Chors stellt uns also räumlich eine, von der Mitte der Länge des Hauptschiffs bis in die Tribune sich hinziehende, den Altar nach allen Seiten umgebende, Abschließung des Clerus von der übrigen Gemeinde dar und entspricht so vollständig der, um jene Zeit im Bewußtsein vollendeten, Aufnahme aller Gemeindeämter beim Gottesdienste in den Begriff der Geistlichkeit, gegenüber dem der Gemeinde. Das Ganze ist eingehegt gegen das Schiff, wie der Altar gegen das Kreuzschiff, durch Schranken, in Rom marmorne (cancella). Der vordere Theil dieser Umhegung heißt der Chor, der hintere das Presbyterium: ein Ausdruck, der ursprünglich mit der Tribune gleichbedeutend war, und erst später den Altar einbegriff. Spuren dieser Einrichtung sieht man in den zwei Kirchen, die nachweislich von Hadrian dem Ersten, zu Carl des Großen Zeit erbaut sind: S. Maria in Cosmedin und S. Lorenzo. Aus dem 9. Jahrhundert ist in San Clemente der Chor vollständig erhalten.

---

[1] In S. Clemente ist beim Aufgange von der Seite der Kirchthüre her eine etwas erhöhte Platte mit einem Pulte gegen den Eingang, ohne Zweifel für die Vorsänger, und somit ein Beispiel des oben angedeuteten Ursprunges des Ausdruckes graduale für den Gesang nach der Epistel.

Der zweite neue Zug im Kirchenbau ist zwar ein im Innern nicht sichtbarer, aber doch für die ganze Physiognomie der Basiliken sehr bedeutender: der Bau von Glockenthürmen. Er tritt, ungefähr gegen den Anfang der Periode, durch St. Peter in den Basilikentypus ein: und merkwürdig ist, daß man ihn in den römischen Basiliken nirgends organisch mit dem Kirchengebäude zu verbinden gesucht hat. Die Thürme von St. Peter stehen einer solchen Verbindung noch am nächsten: sie sind der Eingangshalle des Atriums vorgebaut, so daß sie das Vestibulum zwischen sich haben. Doch verbinden sie sich auch hier nicht mit dem übrigen Bau. Noch weniger ist dieses bei den Glockenthürmen der andern Basiliken der Fall: man sieht hier selbst bei neuen Basiliken den Einen Glockenthurm ganz unsymmetrisch aufgestellt, gewöhnlich frei, getrennt von der Basilike. Durch Thürme die Idee der Kuppel auszudrücken, als Erhöhung über den Altarraum, ist in diesen Basiliken nie beabsichtigt worden. In so fern kann man nicht leugnen, daß die byzantinische Kuppel an ihrer Stelle organischer ist, als der Glockenthurm an der seinigen.

Beide Zusätze, der Chor und der Glockenthurm, tragen in den römischen Basiliken ganz entschieden das Gepräge eigener Erzeugung. Der Ambo des Evangeliums, oder, wie man bezeichnender sagt, die Kanzel der ächten Basiliken, hat, wie die neuesten Untersuchungen über das Forum gezeigt haben, wesentlich die Form der alten Rednerbühne. Auch in dem Abweichenden, Eigenthümlichen sind sie ganz im Geiste der alten Baukunst.[5]

Von älteren Ambonen und Thürmen als die römischen kennen wir nur, wie oben schon bemerkt, den einen in Ravenna: bei allen andern noch erhaltenen außer Rom ist der Einfluß Roms unverkennbar. Unter ihnen sind die der alten Kirche von Ravello bei Amalfi, ohne Bedenken die schönsten: ja sie sind zum Theil kunstvoller nnd geschmückter als die römischen.

Der ältere Chor und die Glockenthürme lassen das Gefäß der Basilike ungeändert. Die einfache Form der geradlinigen Seitenmauern und des halbkreisförmigen Ausbaues der Tribune bleibt. Die Altäre vermehren sich, hie und da sind sie schon mit Mauern umzogen, und also in eine Kapelle eingeschlossen, doch nirgends als Ausbau. Eine kleine Nische, als Abschluß des Seitenschiffs zur Kapelle eingerichtet, geht architektonisch noch wenig aus dem alten Typus heraus. Der Altar (nun Hauptaltar) bleibt an seiner Stelle im Kreuzschiff oder am Anfange der Tribune: aber ein hohes Tabernakel, gewöhnlich von vier prachtvollen Säulen getragen, gibt ihm bald eine ganz neue, den ursprünglichen Basiliken widersprechende Gestalt; denn dieser Aufbau hindert die freie Ansicht der Tribune beim Eintreten. Ein solcher Aufsatz ist daher mit dem alten Typus durchaus nicht zu einigen. Die ihm zu Grunde

[5] Der Glockenthurm ist eine viereckige, schlank emporsteigende Baumasse, von der doppelten bis dreifachen Höhe des Mittelschiffes, und einer Breite, die etwa mit jener der Seitenschiffe übereinstimmt. Der obere Theil (die Hälfte oder zwei Drittel der ganzen Höhe) ist in zahlreiche niedrige Geschosse getheilt, in 3, 4 bis 6. Diese Geschosse sind an jeder Seite durchbrochen mit bogenförmig überdeckten, fensterähnlichen Oeffnungen, doppelt bis dreifach nebeneinander, und getrennt durch Eckpfeiler oder durch kleine Säulen. Dem Geiste der antiken Bauart gemäß ist der obere Abschluß ein flaches Pyramidendach; wo man höhere Schutzdächer sieht, gehören sie späteren Zeiten an.

liegende Idee konnte organisch und würdig nur durch die Kuppel über der Kreuzung ausgedehnt werden: nämlich die Idee, dem Altarraume eine möglichst große Auszeichnung und symbolische Erhöhung zu geben.

Was sich außerdem als Verschiedenheit ergibt, läßt sich größtentheils auf zwei Umstände zurückführen, einen mehr innern und einen ganz äußern: das fortschreitende Sinken der Kunst und der allmählig eintretende Mangel an Gebäuden, deren Säulen man ohne Weiteres anwenden konnte. Jener Verfall war in Rom bei weitem größer, als namentlich in Deutschland: die Werke der Bildnerei in beiden Landen aus der Zeit der Ottonen beweisen, daß Kunst und Wissenschaft damals nirgends niedriger standen, als in Rom, nirgends höher als in Deutschland und Frankreich. Man raffte also dort Säulen zusammen, wie man sie fand, und setzte sie neben einander mit gleichen oder ungleichen Maßen, wie man konnte.

Die Art der Bedeckung der Basilike ist mit Unrecht für ein unterscheidendes Zeichen der älteren und neueren römischen gehalten. Mit noch viel größerem Irrthume haben einige sogar angenommen, daß auch die Basiliken der theodosischen Zeit keine flache Dächer hatten, sondern den Dachstuhl zeigten, wie es offenbar manche derselben in unserm Zeitraume thun. Wie wir oben gesehen, waren die christlichen Basiliken Roms, ältere wie neuere, sämmtlich so gut saalmäßig gedeckt, wie die Gerichtsbasiliken des alten Roms. Erst nach den Plünderungen und Zerstörungen der Sarazenen verlor St. Paul seine Decke, bei andern verfiel sie von selbst: in beiden Fällen hatte man weder Geld noch Geschick die alte Herrlichkeit herzustellen. Daß man späterhin dies anderwärts für typisch genommen, und die Basilikendecken absichtlich weggelassen, wie Verzierungen des Gebälks bezeugen, beweist vielleicht, daß man in einem solchen Zeltdach, welches allerdings einer architectonischen Veredlung fähig ist, eine gewisse Befriedigung, einen gewissen Erfolg fand, durch die gewonnene bedeutende Höhe. Allein diese Betrachtung, wie jene Thatsache liegen gänzlich außer dem Gesichtskreise unserer gegenwärtigen Untersuchung, welche nur die Basiliken Roms im Auge hat. Bei ihnen findet sich kein Beispiel eines ursprünglichen Zeltdaches.

Wie in Form und Ausführung der Verzierungen, so zeigt sich auch eine Verschiedenheit in den Fenstern. In St. Paul und St. Peter sieht man, daß die ältesten Basiliken sehr hell waren, und ihre Fenster theils die bogenförmige, theils die runde Gestalt hatten. Diese wurden später vermauert. Die Füllung solcher Räume scheint durch ein steinernes Gitterwerk bewerkstelligt zu sein, dessen Zwischenräume von durchsichtigen Marmor- oder Alabasterplatten oder durch eine glasartige Masse ausgefüllt waren. Die Fenster unsers Zeitraums sind in geringerer Anzahl: und haben gewöhnlich eine mit dem Halbkreis überdeckte Langform: ihre innere architektonische Abtheilung nähert sich auch mehr der der byzantinischen Kirchenfenster.

Die Reihe dieser Kirchen nun geht fort bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts, wie folgende Uebersicht, nach den Jahrhunderten, zeigt.

Römische Basiliken der zweiten Periode.

Letztes Viertel des achten Jahrhunderts.

S. Giovanni a Porta Latina	Hadrian I. (wenn nicht älter)	Jahr	790
S. Maria in Cosmedin		„	„
S. Vincenzo alle tre fontane		„	„
S. Lorenzo fuori le mura (vordere Kirche)			

Neuntes Jahrhundert.

S. Nereo ed Achilleo	Leo III.	gegen	„	800
S. Prassede	Paschal I.	„	„	820
S. Maria in Domnica		„	„	„
S. Martino ai Monti	Sergius II. und Leo IV.	„	844	855
S. Clemente	Johannes VIII.	„	872	„
S. Nicolo in Carcere (Ende des 9., Anfang des 10. Jahrhunderts)				
S. Bartolomeo in Isola			„	„

Zehntes Jahrhundert.

S. Giovanni in Laterano	Sergius III.	Jahr	910

Zwölftes Jahrhundert.

S. Maria in Trastevere	Innocenz II.	„	1135
S. Croce	Lucius II.	„	1144
S. Maria in Araceli	Ungewiß.		

Von diesen fünfzehn Basiliken gehören also acht entschieden den ersten sechzig Jahren unsers Zeitraums zu (von 790 — 850) und drei andere schließen sich ihnen unmittelbar an. Die zwölfte, die gegenwärtige Laterankirche, die bischöfliche Kirche Roms, wurde neu aufgebaut im Anfange des zehnten Jahrhunderts. Von da vergehen zwei Jahrhundert ohne irgend einen neuen Kirchenbau. Die drei letzten Kirchen nämlich gehören in die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Die Kirche von Araceli allein können wir nicht mit völliger Bestimmtheit einordnen. Doch ist sie wohl noch eher aus dem Anfang als aus dem Ende jenes Jahrhunderts.

Gegen die Mitte desselben hört also eigentlich unsere Periode auf, aber die dritte und letzte beginnt erst mit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, wo die gothische Baukunst in Rom eindringt. Damals jedoch erscheint sie nur in den Tabernakeln der Hauptkirchen, wie in St. Paul und im Lateran. Eine Art gothischer Kirche zeigt sich in Rom zuerst gegen das Ende des Jahrhunderts. Der nächste Bau, der letzte, bei welchem man den Basilikentypus noch fest zu halten versucht hat, trägt aber die Spur der italienischen Wiederherstellung

an sich, wie jener die des gothischen. Beide verkündigen das Eindringen eines neuen Elements. Diese beide Kirchen sind:

S. Maria sopra Minerva . . . . gegen 1370
S. Agostino. . . . . „ 1480

Jene hat ein gothisches Gewölbe über Spitzbögen, die einfachste Darstellung des germanischen Styls. Diese Rundbogen und eine Kuppel, beides im verständigen Style der ältesten italienischen Wiederherstellung.

Im Innern beider Kirchen zeigt sich, abgesehen von dieser architektonischen Behandlung eine merkwürdige Veränderung. Der Chor des ältern Mittelalters ist verschwunden, mit seinen Ambonen und seinem Sängerpult. Dagegen hat sich ein neuer Chor gebildet, der fortan diesen Namen im spätern Mittelalter trägt und fast in allen Kirchen des Abendlandes eingerichtet wird. Jener Chor nahm die vorderste Seite des Schiffs ein, die Auswahl der Gemeinde darstellend, und durch die Sänger und Vorleser der Geistlichkeit mit der Gemeinde verbindend. Dieser dagegen hat sich die Tribune zum Sitze gewählt, und ist besetzt mit Domherrn der neuen Art, oder mit Dominicaner- und Franziskaner-Mönchen, welche den Dienst der Kirche versehen. Zu dem Zwecke gewinnt die Tribune eine ganz andere Gestalt: der so lange festgehaltene Halbkreis verschwindet in eine Art Altarkirche, die sich vorn durch Schranken gegen die Gemeinde abschließt. Diese Altarkirche bildet ein Viereck, an welches im italienischen Bau sich hinten wieder der Halbkreis anschließt. Die Tabernakel über dem Altar werden noch mächtiger und unterbrechender. Die Kapellen der Seitenschiffe sind in den Plan des Gebäudes aufgenommen. An die Stelle der Ambonen ist die Kanzel getreten, an einen der Pfeiler des Mittelschiffs angeheftet. Der Platz des Hauptaltars im Hintergrunde der Tribune zeigt sich als ein neuer Typus, dem der alten Basiliken, architektonisch und der Idee nach, wiedersprechend. Man kann sagen, die alte Basilika ist aufgegeben. Mit ihr sind auch die Mosaiken gewichen, dieser durchgehende Schmuck der römischen Basiliken.

Ursprünglich verzierten die Mosaiken, abwechselnd mit Marmorbekleidung, die ganze innere Kirche. So namentlich in St. Paul, dessen ursprüngliche Decke, nach Prudentius Beschreibung, gleichen Schmuck trug, Mosaiken mit Gold. Einen solchen durchgehenden Mosaikschmuck zeigt jetzt noch unter den ältern Kirchen **S. Apollinare** in Ravenna. Unter den alten Mosaiken Roms stehn die Darstellungen über den Säulen des Hauptschiffs von **Santa Maria Maggiore**, und die am Triumphbogen der Paulskirche in jeder Hinsicht oben an; denen folgt eine nicht unterbrochene Reihe in den Kirchen des ersten und zweiten Zeitraums. Ja, nachdem der Bau neuer Basiliken aufgehört, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, gehen die Mosaiken in den Basiliken Roms mit einer sehr merkwürdigen Eigenthümlichkeit fort. Auch die Ausschmückung der Vorderseite von St. Paul gehört in diese spätere Periode. In den Mosaiken ist die wahre ununterbrochene Ueberlieferung der eigentlichen Malerei der alten Basiliken, so wie sie sich in einer tausendjährigen Reihe, vom Anfange des fünften bis zur Mitte des

des vierzehnten, großartig und lebendig ausgebildet. In einer dem Verständnisse der römischen Basiliken gewidmeten Darstellung verdienen also die Mosaiken eine eigene Berücksichtigung. Acht Blätter, als Anfang, zeigen eine neunhundertjährige Reihe der Entwickelung nämlich folgende:

A. Triumphbogen in der Paulskirche: von Galla Placidia gegen 440.
B. Tribune in Ss. Cosma e Damiano: Felix IV. 530.
C. Triclinium des Patriarchiums im Lateran: Leo III. gegen 800.
D. Vorderseite von S. Maria in Trastevere: XIItes Jahrhundert.
E. Tribune der St. Paulskirche: XIIItes Jahrhundert.
F. „ von S. Giovanni in Laterano: Nicolaus IV. (Jacopo Torrita) 1292.
G. „ von S. Maria Maggiore „ „ (Rosetti und Gaddo Gaddi) 1292.
H. Vorderseite der St. Paulskirche: vierzehntes Jahrhundert (Pietro Cavallini) g. 1330.

Diesen Mosaikdarstellungen schließen sich auf den zwei letzten Blättern unseres Werkes noch Proben der ausgelegten Fußboden und einiger Verzierungen an.

Die vorstehende Schilderung hat versucht ein getreues Bild der Zustände zu geben, durch welche die römische Basilike, während fast zwölf Jahrhunderten, in drei Epochen hin durchgieng. Die ältesten Basiliken bestanden bis zum Ende dieser Zeit fort, aber mehr oder weniger brach die neue Sitte in ihre einfachen und übersichtlichen Verhältnisse ein, und manches, wie das Atrium, stand als Ruine da. Die Paulskirche war zwar wegen ihrer Abgelegenheit weniger als irgend eine andere Basilike von jenen Neuerungen berührt: ihre ältere und größere Schwester dagegen trug beim Eintritte in das fünfzehnte Jahrhundert die Mahlzeichen und Denkmäler aller verändernden Richtungen mehr als irgend eine andere an sich. Wir haben daher den bei ihrer Abtragung aufgenommenen, getreuen und ausführlichen Plan dem, von uns nach den gleichzeitigen Berichten entworfenen, alten Plane gerade gegenüber gestellt. In diesem sind die leichten Veränderungen angezeigt, die er bis auf Karls des Großen Krönung erfahren. Auch so noch giebt er ein treues Bild der ältesten Basiliken. Jener ist das lehrreichste, wie das denkwürdigste Bild der spätesten Form derselben. Ein Blick auf sie wird das Gesagte besser einleiten, als ganze Bände von Abhandlungen thun könnten. Aehnlich ergieng es den andern. Die Schönheit des Säulenbaues und die großartige Einfachheit und Uebersichtlichkeit des neuen Basilikenbaues ist verschwunden: die Linien der Seitenmauern sind durch die angebauten Kapellen durchbrochen, in jenem Beispiele, der ganzen Länge nach. Nur in den ältesten Bauten steht noch hier und da der Hauptaltar an seinem ursprünglichen Platze. Das Mittelschiff ist zwar des Chors der karolingischen Zeit wieder losgeworden. Aber die Mönche oder Kapitel, welche die Stelle der alten Chorherrn eingenommen, haben sich (gewöhnlich mit dem Hauptaltar) in der Tribune angesiedelt.

Vermöge dieser Abweichungen sind die noch erhaltenen älteren Basiliken voller Unregelmäßigkeiten, aber gerade diese geben der scheidenden Basilike einen viel höheren Reiz als

die Versuche erscheinender Regelmäßigkeit in den späteren Basiliken unserer Reihe aufweisen können. Denn diese zeigen eine übereinkömmliche Berechnung deren Grund nicht aus ihnen hervorleuchtet. Jene Unregelmäßigkeiten dagegen sind eben so viele Zeugnisse für den in sich zusammenhängenden, aus sich selbst erklärlichen Urtypus, und indem sie eine treue Anhänglichkeit an das Ursprüngliche beurkunden, so weit sich dieselbe bethätigen konnte, wirken sie auf das Gemüth mit der vereinten Kraft der vielen christlichen Jahrhunderte, die sich in ihnen abspiegeln. Es ist überhaupt diese Unregelmäßigkeit, diese Unmöglichkeit der Ableitung des Baues aus Einem Verstandesprinzipe, diese unabläßig erstrebte, wenn gleich nicht gefundene Gleichung, welche den eigentlichen Reiz des abendländischen Mittelalters, und einen charakteristischen Zug in der ganzen Poesie desselben bildet. Diese Poesie hat in allen bildenden Künsten, darin sie sich offenbarte, ihre sterbliche Seite, vermöge des Zufälligen und Unvollkommenen, was in der äußeren Fassung liegt, und des Mangels an Sinn für das Reale. Aber zugleich thut sich in ihr die Innerlichkeit und Gemüthlichkeit so wie die schöpferische Kraft des germanischen Geistes kund. Allerdings forderte jener Widerstreit zwischen dem ursprünglichen Typus und der neuen Gestaltung zu einer Umbildung des Ganzen nach einem neuen Plane auf, und dieser ward, obwohl auf eine sehr verschiedene Weise, im dreizehnten Jahrhunderte durch die gothische Baukunst, dann im fünfzehnten und sechzehnten durch die Baukunst der sogenannten Wiederherstellung versucht. Wie verhalten sich diese beiden merkwürdigen Bestrebungen und Bildungen des europäischen Geistes zu den alten Basiliken? Wie beide zu der Idee des christlichen Kirchenbaues? Diese Fragen verfolgend, so weit ihre Möglichkeit in dem Zwecke unserer Abhandlung liegen kann, werden wir den Kreis der Betrachtungen vollenden, zu welcher uns die Basiliken Roms aufforderten.

Vierter Abschnitt.

Die Basiliken in der Gesammt-Entwicklung und Idee des christlichen Kirchenbaues.

Es geht durch die Basiliken, als ein Ganzes angesehen, eine merkwürdige Einheit hindurch, welche diesem Namen der Grundform des christlichen Kirchenbaues einen eigenthümlichen Zauber verleiht. Dritthalb Jahrtausende zieht bereits die Basilike, in ihrer weltgeschichtlichen Allgemeinheit, mit demselben Namen und wesentlich in derselben Form, durch die gebildetsten und bildungsfähigsten Völker des Erdkreises hin. Ihr Name wurzelt in der königlichen Zeit Athens: die beiden Elemente ihrer Form zeigen sich in der homerischen Welt als urhellenische: die praktische Gesammtidee aber, welche diese Zusammensetzung bedingt, ragt über die Besonderheitlichkeit des hellenischen Lebens hinaus. So ist die Basilike, in ihrer weitesten Auffassung, ein höchst fruchtbarer und unzerstörbarer architektonischer Gedanke der griechisch-römisch-germanischen Menschheit, zur Darstellung eines halb volksmäßigen, halb obrigkeitlichen Gebäudes: eines Versammlungsortes der Volksgemeine, in welchem sie handelsthätig ist, und zugleich feierliche Aussprüche vernimmt. Dort, im alten Athen, ist die Basilike die Stätte, wo der Archon-König die Untersuchung einleitet über Rechtssachen, die sich auf Religion und Gottesdienst beziehen. In ihr ward Sokrates verhört: in ihr hielt er damals, wie Plato berichtet, das anmuthig ernste Gespräch mit Eutyphron über das Heilige. Von Hellas zieht die Basilike nach Rom, und zwar gerade in dem Zeitpunkte, wo Rom seiner Weltstellung sich bewußt geworden ist. Auch hier nimmt sie ihren Platz am Forum, und beherrscht bald dessen Aussehn und Leben noch viel mehr als in Athen. Der Prätor sitzt dort, mit den Geschworenen um ihn her: vor ihm die rechtenden Parteien mit ihren Beiständen, Zeugen, Freunden, und allen Theilnehmenden. Weiterhin, in den langen Hallen und Emporbühnen, sehen wir die feilschende Menge ihren Geschäften, die müßige ihrer Neugierde nachgehen. Die Basilike gewinnt in der Weltstadt eine bis dahin nie gesehene Größe und Pracht: der reine griechische Säulenbau mischt sich mit den einheimischen Elementen des Bogens und des Gewölbes.

So zieht die weltliche Basilike, römisch ausgeprägt, aber doch wesentlich hellenisch, aus Rom mit dem römischen Reiche und Rechte durch das romanisirte Europa, Asien und Afrika, das heißt, durch den ganzen Schauplatz der apostolischen Verbreitung des Christenthums. In ihr vertheidigen sich die Christen, wie einst Sokrates, gegen die Anklage der Gottlosigkeit: aber drei Jahrhunderte nach der Stiftung der Kirche sehen wir dieselben Christen, aus der Stille häuslicher Betsäle und dem Dunkel der Katakomben hervorschreitend, jene Basilike zu ihren Feierversammlungen wählen, und die königliche Halle der Heiden zum Hause des Königs der Könige weihen. Der Bau scheint nur ein entlehnter: aber näher betrachtet hat jetzt erst die Basilike ihre eigentliche Bestimmung erreicht. Jetzt erst ist für sie das wahre Volk gefunden: denn es ist nichts Geringers in sie eingezogen, als die gesammte, in ihrer götlich gegebenen Einheit sich erkennende Menschheit. Jetzt erst ist auch das rechte Gesetzbuch gefunden, dessen Aussprüche von dem Richterstuhle ihres Tribunals erschallen sollen: die Aussprüche dessen, der alles Menschliche mit göttlichem Rechte ordnet, und einst zum Weltgerichte sitzen wird. Jetzt erst erhält die, aus der ursprünglichen Zweiheit der Basilike allmählig hervorgegangene, Dreitheiligkeit ihre Erfüllung: das Kreuzschiff findet zum erstenmal seine Bestimmung. Nicht mehr, um die Verhandlung des Gerichts vom Treiben des Tages zu sondern, um zwei schreiende Gegensätze zu vermitteln, steht es zwischen der Tribune der Rechtspflege und den geräuschvollen Hallen des Volks. Das Zeichen der Einheit des lehrenden und des empfangenden Theiles der Gemeinde, und die Stätte der innigsten, brüderlichen Gemeinschaft, die Begehung des Unterpfandes der Vermittlung von Himmel und Erde, der christliche Altar, findet in ihm seine vorherbestimmte, einzigpassende Stätte.

Morgen- und Abendland nehmen den allenthalben gepflanzten Keim fortbildend auf: und schon in demselben vierten Jahrhundert, ja schon zu Constantins Zeit, steht die christliche Basilike ausgeprägt da, und es bereiten sich vor die Elemente des besonderheitlichen, architektonischen und symbolischen Typus der westlichen und östlichen Kirche. Wir haben oben gesehn, wie die erhaltenen Basiliken Roms das Ebenbild sind der uns durch glaubwürdige Augenzeugen beschriebenen Basiliken anderer Theile des christlichen Erdkreises im constantinisch-theodosischen Zeitalter. Wir haben auch gefunden, daß diese Kirchen im Wesentlichen dieselben bleiben bis, gegen die Zeit Karls des Großen, Chor und Kirchthurm bedeutend in den ältesten Typus eingreifen.

Diese Epoche nun zeigt sich uns, vom Standpunkte der gegenwärtigen Betrachtung, als eine nicht bloß römische, sondern als eine weltgeschichtliche, deren Symbol gerade die Verbindung von Karl dem Großen und Rom ist. Die germanische Naturkraft, mit dem römischen Elemente in Verbindung gebracht, erzeugt gleichzeitig und gleichmäßig die romanischen Sprachen und die romanische Bauart. Jene keimen aus der untergehenden Rede Latiums hervor, diese aus der untergehenden architektonischen Sprache der alten Welt: beide wurzeln, dem Bildungsstoffe nach, in dem innigsten Wesen des hellenisch-römischen Alterthums; dem

bildenden Elemente nach, im germanischen Geiste. Beide leiten das bildende Element der ganzen Weltgeschichte beherrschend fort. Denn so ist es nicht allein mit den Sprachen, sondern auch mit den Bauten. Das Leben des Morgenlandes wird in jenem ersten Zeitraume fest und starr: auch architektonisch erstarrt die morgenländische Kirche, und wird ein unbewegliches Symbol, wie die Lehre und Sitte, welche sie darstellt. Ravenna und Byzanz zeigen uns die Elemente dieses besonderheitlichen Bildungstriebes. Diese Elemente, in Beziehung auf die allgemeine architektonische Symbolik, bestehen in jenem Streben nach dem rein Sinnbildlichen, wodurch das Geschichtliche zu einseitigem Idealismus herabsinkt: ein Streben, welchem überdieß der Geschmack an Goldschmuck und blendendem Glanze befreundet entgegenkommt. Der, im Innersten damit zusammenhängenden, bedingenden Elemente der architektonischen Form sind zwei. Das erste ist das in der ravennatischen Musterbasilike, **Sant' Apollinara**, hervortretende ächt byzantinische Element der vertieften Tribune, mit dem Altar an ihrer Spitze. Die Säulen oder Schenkelmauern, welche die antike, halbkreisförmige Tribune mit dem Altare des Kreuzschiffes verbinden, sind hier eine ursprüngliche, architektonische Form geworden. Dieß ist das eine Element. Das andere ist die byzantinisch-ravennatische Grabeskirche, mit ihren vier gleichen Kreuzesarmen im Innern, und der Kuppel zum Schlusse der Vierung. Diese Kapellenform als Basilike gedacht, giebt in der ursprünglichsten Anordnung die armenische Patriarchal-Kirche Etschmiadins, wie sie das lehrreiche und geschmackvolle Werk des Herrn **Du Bois** von Welsch-Neuenburg zeigt. Nach den Forschungen dieses gelehrten Reisenden, kann diese Kirche in ihrer, wesentlich erhaltenen, ursprünglichen Gestalt nicht jünger sein als das vierte Jahrhundert. In einer solchen Kirche kann nun der Altar, nach dem oben Dargelegten, nur in der Mitte der Vierung stehen. Diese Stätte war auch, nach Herrn **Du Bois**, nachweislich die ursprüngliche Stelle des Altars in jener Kirche.

Die ausgeprägte, große byzantinische Kirche ist also aus der Verbindung der alten Basilike, und dem Kuppelbau mit vier gleich langen Kreuzesarmen entstanden: und diese Verbindung war vorbereitet durch die altbyzantinische Vertiefung der Tribune. Die Kuppelform erscheint in dieser merkwürdigen Bildung als das Weltgeschichtliche. Denn das in ihr sich ausdrückende Streben macht sich eben so im Abendlande, aber in viel weitern und verwickelten Kreisen geltend, wie die Philosophie der ältesten Concilien in der Scholastik. Es wäre eine lohnende Aufgabe, von diesem Punkte aus, das justinianische Prachtstück jenes ausgebildeten byzantinischen Typus, Hagia Sophia, geschichtlich und architektonisch bis ins Einzelne zu erklären, und von da aus, nach der einen Seite die Brücke zu schlagen zu San Marco hin, um so zur Ausscheidung der morgenländischen und abendländischen Elemente dieses Wunderbaues zu gelangen: nach der andern Seite hin, den rein griechischen Typus sich gelinde fortbilden und endlich in seinem Auslaufer, der russischen Kirche, fest werden zu sehn.

Wir aber verfolgen hier das Bildungs-Element des abendländischen Lebens. Die Kirchenbauart in der ersten Epoche dieses Lebens kann uns, nach dem eben Angedeuteten und in den

vorhergehenden Abschnitten ausführlich Entwickelten nicht anders als die römische heißen. Rom stellt sie noch jetzt ganz ausschließlich dar. Rom war auch nachweislich das bildende Element der ächt gothischen und der longobardischen Kunst, das heißt, der Baukunst in den Reichen der Ostgothen und der Longobarden. Die Bauten des großen Theodorich sind ächt römisch; so waren seine Baumeister und Räthe. Von ostgothischen Künstlern zu reden, ist fast so abgeschmackt, als Ravenna zur Rechtfertigung des Ausdruckes gothischer Baukunst anführen zu wollen: eines Ausdruckes, welchen romanische Unwissenheit erfunden, und germanische Nachbeterei so lange wiederholt hat. Anders verhält es sich, im Wesentlichen, auch nicht mit der christlichen Baukunst der Longobarden. Theodolindens Bau in Monza ist verschwunden, und es läßt sich überhaupt keine einzige ächt longobardische Kirche mehr nachweisen. San Zeno in Verona ist, in seinen ältesten Theilen, höchstens aus Pipins Zeit, und hat außerdem nichts als Römisches aus der spätesten Zeit. Was sich aber im zweiten weltgeschichtlichen Zeitraume in der Lombardei findet, zeigt sich noch als landschaftlich-italienische Form des von Rom entlehnten Basilikentypus, mit entschiedenem Einflusse des wirklich byzantinischen Elementes. Ebenso, nur ohne dieses byzantinische Element, erscheinen die sogenannte angelsächsische und die normanische, und nicht minder die älteste französische und deutsche Baukunst, in dem mit Karl dem Großen beginnenden zweiten Zeitraume, dem romanischen. Alle diese sogenannten Style sind, wie der lombardische Kirchenbau, nichts als landschaftliche, in untergeordneten Theilen verschiedene, Schöpfungen des romanischen Bildungstriebes. Die deutsche Baukunst jener Zeit byzantinisch zu nennen, war ein unglücklicher Gedanke: denn von allem ächt und nachweislich Byzantinischen haben die Kirchen von Karl dem Großen bis auf Barbarossa nichts: vom Römischen alles, bis auf die im Lande gewachsene Besonderheit. Und zwar erscheint das Altchristlich-römische des ersten Zeitraums in ihnen als das Bedingende, das des neuern, zweiten Zeitraums als das, immer schwächer und schwächer Nachwirkende. Schauen wir nun das durch den romanischen Bildungstrieb Erzeugte in seiner Allgemeinheit an, so gewinnen wir folgendes Bild. Das Langhaus bleibt, so weit es möglich ist, mit seinem Säulenwalde: daß über diesen Säulen Bogen angebracht sind, wird allmählig typisch, und der antike Gebälkbau verschwindet. Bogen und Gewölbe werden allenthalben angestrebt, und durch sie größere Höhe: daneben zeigt sich das Bedürfniß nach steigendem, malerischem Schmucke. Aus diesem Streben nach Höhe, aus dieser Vorliebe für Bogen und Gewölbe, und aus dem Bedürfnisse von sinnbildlichem Schmucke des Architektonischen, und von Räumen für geschichtliche, symbolische Darstellungen der Malerei, sind alle, allgemeinen und besondern Umgestaltungen der Basiliken Roms während jenes Zeitraumes, im nördlichen Italien, und in den Ländern jenseits der Berge und des Meeres wesentlich hervorgegangen, und nicht aus dem Mangel des Bauzeuges für Säulen, oder aus dem Verfalle der Kunst oder den Bedingungen eines weniger milden Himmels. Es leidet keine Frage, daß diese drei äußerlichen Thatsachen sich sämmtlich in jenem Basilikenbau der Lombarden, der Angelsachsen, der Normannen, der Franzosen, der

Deutschen kund geben: allein weder aus einem derselben, noch aus allen zugleich ist zu erklären, daß der Bau, so wie er gethan, und nicht anders sich gestaltet hat. Durch alle jene äußere Hemmungen und Einwirkungen auf den römischen Basilikenbau zieht sich in der romanischen Epoche ein reges Leben hindurch: die bildende germanische Naturkraft, welche, berufen die Welt neu zu gestalten, hier ihre Vorschule macht, an der Hand der römischen Mutter, begeistert und geweiht zum heiligen Kampfe durch die aufgenommene Verkündigung des menschgewordenen Gottes und des Gottesreiches auf Erden. Es ist dieses christliche Streben, aus jenem Boden hervorgewachsen, von jener Naturkraft getragen, welches allmählig die wagerechten Linien der griechischen Basilike nach allen Seiten durchbricht; und schon jetzt, bis in die kleinsten Verzweigungen, zu dem Geiste eine neue Sprache redet, während es noch mit den Buchstaben und Sylben der antiken Kunst ringt und schreibt. Von den beiden neuen Elementen der römischen Basilike, dem Chor und Glockenthurm, bildet es nur diesen aus; von der zierlichen römischen Abtheilung in Fachwerke mit Bogenstellungen ausgehend, strebt es nach gewaltigen, vielseitigen oder runden, Thurmmassen himmelwärts. Immer aber bleibt es die alte Basilike, durch deren gegebenen Typus die Bildungskraft, wohlthätig beschränkt, erstarkt und zum Bewußtseyn gelangt. Aber die, von demselben germanischen Geiste ausgehende, Ausbildung und Wendung des Gottesdienstes, reißt die romanische Basilike immer weiter aus der Einfachheit und Uebersichtlichkeit des alten Basilikenbaues fort; während Rom sich an den alten Typus möglichst fest anklammert. Der immer häufiger und bedeutender werdende Kapellenbau durchbricht die Flucht der langen Seitenmauern: die Kreuzform tritt, um dabei bemerklich zu bleiben, immer stärker, und gewaltiger hervor durch Ausladung des Querschiffes und Ausbildung seines Abschlusses nach außen. Der architektonische Gedanke gieng so einer Verwickelung entgegen, die unlösbar schien. Hier ruht noch eine flache Decke auf Bogen und Gewölben: dort thut sich ein Streben nach Kuppeln und Domen kund: die Vorderseite kann antiken Charakter nicht behaupten, noch einen neuen, allgemein gültigen gewinnen: die Bogen selbst sprechen schon zwei Sprachen.

Denn unter den streitenden Elementen befand sich eines, dem der höchste Schwung der Architektur der neuen Welt beschieden war, sobald es sich mit der Idee der christlichen Basiliken vermählte. Es war der Spitzbogen. Den Alten — trotz aller mißverständlich angeführten Beispiele — gänzlich unbekannt, in Byzanz nirgends nachweislich — denn der ächt byzantinische Ursprung der Spitzbögen an der alten Wasserleitung von Stambul ist nicht bewiesen, die Wichtigkeit des Punktes kaum erkannt —, findet sich der Spitzbogen als durchgeführtes Baumittel im neunten Jahrhunderte an der Moschee von Sultan Tulûn in Cairo, und in Sizilien in unzweifelhaften Bauten des eilften Jahrhunderts. Beides erwiesen zu haben, ist das Verdienst des, um die Geschichte der Baukunst hoch verdienten Reisenden und Staatsmannes Gally Knight. Den Zusammenhang dieser sizilischen Bauten mit jenen muhamedanischen in Aegypten in Zweifel zu stellen ist, bei der Geschichte Siziliens, unmöglich. Schon vor

Barbarossas Zeit, schon unter dem letzten Otto, scheint dieses Element des Spitzbogens, als ein Theil, in die deutschen Bauten eingedrungen zu sein. Wir verweisen hierüber auf die neuesten Untersuchungen unseres Freundes, Doktor Lepsius, welcher des Vaters lehrreiche Forschungen über Naumburgs und andre Dome jener Zeit mit so vielem Glücke verfolgt hat.

Nach ihm ging dieses Eindringen des Spitzbogens in der romanischen Basilike schon bis zur Aufstellung ganzer Schiffe: wobei zum Theil die alte flache Decke blieb, wie vorher.

Gegen das Ende nun des zwölften Jahrhunderts scheint es gewesen zu sein, wo der Genius eines unbekannten Baumeisters den großen, weltgeschichtlichen Gedanken faßte, jenes architektonische Symbol der westlichen Kirche aus einem Gusse neu zugestalten, den Bedingungen und Vorschriften des damaligen Kirchenbaues sich anschließend. Zu diesem neuen Tonsatze der Baukunst nahm er sich den Spitzbogen als Schlüssel, wie die Basilike sein Thema war. Mit jenem Schlüssel bildete er auf diese Weise eine Tonleiter, aus welcher, kühner und kühner angewandt, und zur Einfachheit des vollen Verständnisses erhoben, der verwirrt gewordene Hymnus eines Jahrtausends zum erstenmal wieder aus einem Tone, dießmal aber germanisch, gesungen wurde. Die arabischen Bauten in Aegypten und Spanien, abgesehn von der Hufeisen-Form ihrer Bogen, verhalten sich zu den germanischen Basiliken, wie die einfachen jonischen oder dorischen Hallen zum Tempelbau des Pantheons. Was beide von diesen Hallen wie jenen Bauten unterscheidet, ist, wesentlich hier der Begriff des Tempels und seiner Feiern, dort der Typus der Basilike, wie ihn die germanische Welt und die gottesdienstliche Sitte im Mittelalter ausgeprägt hatten. Damit wir es scharf aussprechen: nicht der Spitzbogenstyl hat die germanischen Dome gestaltet, sondern die Idee der christlichen Kirche hat jenen Styl ausgebildet wie wir ihn kennen: von seinen himmelanstrebenden Säulenbündeln, und gewaltigen Bogen und Gewölben, bis hinab zu den Fenstern und Eingängen und den kleinsten Verzierungen, Linien und Verhältnissen. Vom Spitzbogenbau Cairo's zum Kölner Dome ist wenigstens eben so weit, wie von den ersten jonischen Volkssagen über Ilions Zerstörung bis zur göttlichen Schöpfung Homers: von der Erfindung des Spitzbogens bis zum vollendeten germanischen Dome, der Idee nach, vielleicht so weit, als von den phönizischen Alphabeten zum Niederschreiben der Ilias. Die umgekehrte Ansicht hat, wie in andern geschichtlichen Untersuchungen, so auch hier, zum gänzlichen Verkennen der Wahrheit geführt.

Wirklich fruchtbar wird die richtige geschichtliche Ansicht jedoch nur, wenn man das dem germanischen Baukünstler als Vorwurf neuer Ausprägung Gegebene näher bestimmt. Dieß Gegebene war eben die Kirche des Abendlandes, das heißt, jener wunderbare merkwürdige Bau, welchen der hellenische Geist geschaffen, der römische ausgeprägt, der christliche sich angeeignet, der germanische des frühern Mittelalters sich gestaltet, oder vielmehr von Lateinern sich hatte gestalten lassen. Der gothische Dom wäre nie in seiner geschichtlichen Eigenthümlichkeit so erstanden wie wir ihn vor uns sehn, nämlich als der erhabene Denkstein des germanischen Mittelalters, ohne die Grundform der Basilike: und sicher wäre er im Einzelnen und Besondern,

und nicht bloß in dem Grundplane, anders gestaltet, wenn dem schaffenden Geist der Baukünstler die Basilike und der Basilikendienst des dritten Jahrhundert vorgelegen hätte, und nicht der Bau der Ottonen und Barbarossas und der Gottesdienst des Mittelalters. Die Forschung, welche den germanischen Dom erklären will, ohne eine anschauliche Kenntniß der altchristlichen Basilike, ermangelt alles festen Grundes und Bodens: diejenige aber, welche ihn unmittelbar aus dieser ursprünglichen Basilike, ohne Berücksichtigung des Mittelgliedes, der mittelalterlichen Kirche, erklären zu können vermeint, schneidet sich den Ast ab, auf welchem sie selbst steht. Es ist aber nicht bloß um der geschichtlichen Wahrheit willen nothwendig, den germanischen Styl mit der alten Basilike durch die spätere Ausbildung derselben zu vermitteln. Ohne die Anerkennung des örtlich und zeitlich Bedingenden im germanischen Style, ist keine Sonderung des Wesentlichen und des Vorübergegangenen, also auch keine lebendige Wiederherstellung möglich.

Wie wir also die erste Bewegung der christlichen Baukunst den römischen Styl genannt, die zweite den romanischen, so müssen wir die dritte weltgeschichtliche Entwickelung derselben die germanische nennen. Es ist merkwürdig, daß dieses neue Lebenselement gerade im zwölften Jahrhunderte in das europäische Gesammtleben eintritt, in dem Augenblicke, wo in Rom die schaffende Kraft mit der letzten geschichtlich zu bestimmenden Basilike des Pabstes Lucius **II.** (um 1150) erstirbt, und dort ein zweihundertjähriger Stillstand eintritt, jenseits dessen der strenge alte Basilikenbau in den neuen Bauten aufgegeben erscheint. Das rein römische Element hat das Neue aber doch immer, als etwas Fremdes, abgewehrt. So nicht allein in Rom, sondern auch anderwärts, immer im Verhältnisse wie das Römische sich dem germanischen Einflusse entzogen hatte. Wenn daher auch jener Baustyl sich zuerst auf romanischen Gebieten sollte gezeigt haben, so gehört doch seine streng folgerechte und unbedingte Durchführung dem deutschen Elemente zu. Selbst in den kunstvollen Bauten der Normandie, und in den offenbar von diesen abstammenden Bauten Englands, wird das Prinzip der horizontalen Linie nie ganz überwunden, der Säulenbau nie ganz aufgegeben: den in die Augen fallendsten Beweis davon liefert die Aufführung der Kirchthürme.

Ganz konnte sich das römische Element dieser ungeheuern Entwicklnng nicht entziehn: schon als Baukunst aus Einem Gusse und als aufstrebender Bogen= und Gewölbbau, übte sie einen unwiderstehlichen Reiz. So drang sie endlich, wie wir oben gesehn, selbst in die Kirchen Roms ein. Aber mit diesem Eindringen war auch eine mächtige Gegenwirkung des eigentlichen romanischen Geistes angeregt. Diese entwickelte sich bei dem großen Drange der Geister in Italien, der im fünfzehnten Jahrhundert sich so mächtig und thatkräftig kund gibt. Die vierte, und bis jetzt letzte, große Erscheinung in der Entwicklung der christlichen Basilike und also die vierte Epoche der christlichen Baukunst, ist nämlich die sogenannte Wiederherstellungs=periode, die im fünfzehnten Jahrhunderte in Italien begann, dann im sechzehnten sich über Frankreich und England verbreitete, und im siebenzehnten und achtzehnten scheinbar zur Allein=herrschaft gelangte. Brunnelleschi, Toscanas Zier, ist der erste Meister dieser Kunst, und

selbst in Bramante und Michelangelo nicht übertroffen. Sein Grundgedanke war, die Kirche möglichst wieder zur geschichtlich ursprünglichen Basilike zu machen, diese selbst aber zu verbessern, durch eine freie Umbildung des klassischen, römischen Styls. Seine beiden Musterkirchen in Florenz **Santo Spirito** und **San Lorenzo**, sind die schönsten Denkmäler des ersten Fluges dieser Richtung. Man sieht in ihnen, und in den andern italienischen Werken des fünfzehnten Jahrhunderts, was jene Meister erstrebten, nämlich eine Vermittlung zwischen der klassischen Baukunst und dem Typus des Mittelalters, in Form des Baues und in den Verzierungen und Profilirungen. Diese Vermittlung fanden sie durch ihr unmittelbares Gefühl. Ihre Nachfolger suchten sie durch die Nachbildung der schönsten Denkmäler der kaiserlichen Kunst: die Späteren glaubten sich diesen Weg durch Vitruv erleichtern und sichern zu können. Die ersten hatten das Gefühl des Gegenstandes, als einer überlieferten christlichen Kirche, nach ihrem unterscheidenden Charakter. Die zweiten erkannten nur die allgemeinen Umrisse der abendländischen Kirchenform an, und strebten diese nach den Bedürfnissen der damaligen Kirchensitte, ohne Berücksichtigung der mittelalterlichen Profilirungen und Motive, klassisch umzugestalten. Die dritten strebten, mit Aufgeben des Basilikentypus, einen möglichst weltlich zu schmückenden, und mit Säulen und Kapitälen aus verschiedenartigen Trümmern alter Herrlichkeit auszustattenden Kirchensaal zu bilden. Wo die moderne Nothwendigkeit ihnen keine antike Nachahmung zuließ, ließen sie die phantastische Welt, kühner, malerisch und perspectivisch gedachter Verzierungen drin walten. Die Einheit des Gedankens der alten Basilike war dadurch zerstört: das schönste Merkmal, der geheime Reiz der untergehenden Basilike bei allen offenliegenden Mängeln, nämlich die innere Wahrheit der Anlage im Festhalten eines kirchlichen Typus, machte einer dürren Prosa und bald einer schamlosen architektonischen Lüge Raum.

Santo Spirito und **San Lorenzo** in Florenz dürfen die schönsten Denkmäler des ersten Fluges dieser Richtung heißen: die neue Peterskirche, in der Anlage, der Kuppel der Triumph der zweiten Epoche. Aus der dritten Periode sind Palladios Kirchen in Venedig und Vicenza das Schönste, die Vorderseite von St. Peter, das Ungeheuerste, die Jesuitenkirchen das Schlechteste: alle aber darin übereinstimmend, daß der ursprüngliche Typus der Basilike eben sowohl als die mittelalterliche poetische Ausbildung desselben in ihnen ganz verschwunden ist.

Der Einfluß dieses romanischen Gegenschwunges auf die alten Denkmäler ist zerstörend gewesen. Viele römische Basiliken sind daran untergegangen: die Verunzierung des Mailänder Doms durch diese Richtung mag das Verbrechen dieses antikischen Strebens heißen; die Paulskirche in London, das späteste und verständigste Denkmal dessen, was im sechzehnten Jahrhunderte vom romanischen Geiste angestrebt wurde. Die sogenannte Magdalenen Kirche der Bourbonen in Paris zeigt, wie weit man sich auf dem Wege buchstäblicher Nachahmung antiker Bauten und Verhältnisse im neunzehnten Jahrhunderte verirren kann, während man das achtzehnte zu bekämpfen wähnt.

Eine neue Richtung ist seitdem nicht entstanden, ja nicht einmal von der Wissenschaft

angedeutet. Was unter dem Namen von Kirchen in den letzten hundert Jahren auf dem festen Lande gebaut ist, liegt weit unter dem Standpunkte einer geschichtlichen Entwicklung; von der Verneinung alles kirchlichen Styles hat sich eine schaudererregende Positivität des Unkirchlichen, Ungeschichtlichen und eben so Unzweckmäßigen, Unbrauchbaren und Unvernünftigen entwickelt, deren Denkmale nur als Oscillationen des Absterbens und Zuckungen des Todes der Kunst ein über die provinzielle Pathologie hinausgehendes, geschichtliches Moment, darbieten.

In England allein hat sich in den Werken der Landeskirche, neben höchst unglücklichen antikischen Bestrebungen der Stuarte und des achtzehnten Jahrhunderts, als vorherrschender Typus die zu einem Saale vereinfachte Basilike, mit Erinnerungen aus dem späten Mittelalter erhalten. Diese ist durchgehend in einem germanischen Style gebaut, der aber nach einer gleichmäßigen Vereinfachung landschaftlich ausgebildet ist. Ein großes Nationaldenkmal ist daraus bis jetzt noch nicht hervorgegangen: aber die alten Kathedralen sind mehr oder weniger glücklich der Zerstörungssucht der klassischen Gegenwirkung in den drei letzten Jahrhunderten entgangen und zum Theil in diesem Jahrhunderte wieder nach ihrer ursprünglichen Bauart hergestellt, und werden auf die würdigste Weise in Stande erhalten.

So haben wir also bis auf den heutigen Tag folgende weltgeschichtliche Bewegung der kirchlichen Baukunst.

Die eigentlich römische Bauart, von 300 — 800 herrschend: in Rom noch viel später mit großer Treue festgehalten; wesentlich Säulenbau:

Die romanische Bauart, aus ihr hervorgegangen, zugleich mit der romanischen Sprachbildung, von 800 — 1200: wesentlich Pfeilerbau:

Die germanische Bauart, von 1200 — 1400; wesentlich Spitzbogengewölbbau.

In diesen drei Bewegungen finden wir allenthalben die Basilike als das Gegebene: in der ersten Periode allein in ihrer ursprünglichen Einfachheit und Uebersichtlichkeit. Allen bleibt nicht nur der Grundtypus der Form, sondern auch die organische innere Anordnung, die wir als Dreitheiligkeit in Schiff, Kreuzschiff und Tribune auffassen, oder auch auf den Gegensatz von Altarkirche und Predigtkirche zurückführen können: so jedoch, daß immer die Einheit des Ganzen ungestört bleibe. Die drei Style sind also nur drei Alphabete um dasselbe Gedicht zu schreiben, obwohl jedem Style in seiner geschichtlichen Erscheinung die Zeit und Epoche anklebt, in welcher er die Basilike und die christliche Kirche überhaupt gefunden. Mit Einem Worte: wir haben im engeren Sinne einen Basilikenbau, nämlich die ältesten christlichen Kirchen: im weiteren aber drei, so daß der eigentliche Basilikenbau nur die erste Entwicklungsstufe der Basilikenform im weiteren Sinne darbietet.

Endlich als vierte und letzte Bewegung thut sich uns die romanische Wiederherstellung kund, von 1450 — 1600: vorzugsweise Pfeilerbau, mit oder ohne Kuppelbau.

So gefaßt, dürfen wir die ganze Entwicklung der drei ersten Bewegungen, als eine Einheit betrachten: der Charakter der vierten ist jedoch in Beziehung auf den Typus eine Ausbeugung,

etwas Abweichendes, eine ungeschichtliche Feststellung, eine Verneinung dessen was die Weltgeschichte gestellt hat, eine Gegenwirkung, gestützt auf die sterblichen Seiten des mittelalterlichen Wesens.

Sehen wir nun auf das Element des Fortschreitens in dieser Bauentwicklung, so ist es gewiß nicht zufällig, daß das, was sich als solches in jedem Einzelnen der drei Baustyle darstellt, sich auch in dem Verhältnisse derselben als Einheit der Entwicklung offenbart. Wir finden nämlich sowohl im Säulenbau, als im Pfeiler- und Spitzbogenstyl ein durchgehendes Streben nach Höhe —, eine Vorliebe für Wölbungen —, endlich eine Liebe für eine reichere Entfaltung des Schmuckes und der Verzierungen im Einzelnen. Vergleichen wir nun die drei Style mit einander, so sind offenbar diese Forderungen im zweiten mehr befriedigt als im ersten, und im dritten noch mehr als im zweiten. Fortschritt der Höhe und der Verzierungen ist nun offenbar das Verhältniß der drei Style oder Ordnungen des reinen antiken Säulenbaues. Diese beiden Eigenschaften scheinen also mehr zur Naturgeschichte der Baukunst zu gehören, die Vorliebe für die Gewölbe dagegen mehr zum Eigenthümlichen der christlichen Baukunst.

Auch in dieser Beziehung ist die romanische Wiederherstellung offenbar kein Fortschritt, denn nur durch unnatürliche Anstrengungen kann durch sie eine Höhe errungen werden, wie die gothische Kunst sie mit Leichtigkeit erreicht: das horizontale System, an welches sie gebunden ist, widersetzt sich dem Streben nach Höhe unmittelbar: Verzierungen duldet sie nicht, jenseits der altrömischen Säulen- und Giebelordnung. Der alte romanische Baustyl zeigt sich allerdings als ein Uebergangspunkt in der Entwicklung des Gewölbbaues, aber er findet seine Ausbildung nicht in der Wiederherstellung, vielmehr sinkt er durch Vermischung mit dem Säulenbau wieder zurück.

Wohin geht nun das naturgemäße Streben der christlichen Baukunst? nach welcher Seite hin wird sie sich eine neue Bahn brechen? oder ist die Reihe der Entwicklungen erschöpft? Wer mit uns jeden willkührlichen Kirchenbau, und jeden gemischten Baustyl verabscheut, der wird uns beistimmen, wenn wir behaupten, daß uns nur der Basilikentypus, und zu seiner Ausführung zwei vollendete ausgesprochene Baustyle übrig bleiben — der Säulenbau der urchristlichen Basilike, und der durchgeführte germanische Spitzbogenstyl: zwischen beiden steht uns der östliche und westliche Pfeilerbau. Wohl also war es ein wahrhaft deutscher, königlicher und künstlerischer Gedanke, daß König Ludwig, mit Verschmähung alles Halben und Gemischten, vier Musterbauten aufführen ließ, die Bonifaziusbasilike, als Beispiel der ältesten Basilike; die Allerheiligenkapelle, als Ausdruck des byzantinisch-italienischen Styles; die Ludwigskirche, als Darstellung des romanischen Pfeilerbaues; endlich die Aukirche als gothischen Bau. Jedem dieser vier Bauten der germanischen Herstellung, durch die erste Malerschule der Zeit, ihren eigentlichen Charakter, auch in der Ausschmückung, gegeben zu haben, nämlich jener ersten Kirche, Mosaik-nachbildende geschichtlich-symbolische Malereien, der zweiten die rein symbolischen Darstellungen auf Goldgrund, der vierten Malereien im Style der ausgebildeten und bewußten

dramatischen Schule des sechszehnten Jahrhunderts, endlich der gothischen Glasmalereien, ist der Beweis der Tiefe und des Ernstes, mit welcher jene Aufgabe gefaßt und durchgeführt worden.

So scheinen also vom geschichtlichen Standpunkte sich für eine lebendige Kunst nur zwei Pfade zu öffnen: entweder die Basilike oder die germanische Kirche von innen heraus neu zu beleben, oder beide.

Mit diesen Fragen sind wir denn auf dem Punkte angekommen, den wir im Eingange unserer Betrachtung am Ziele der geschichtlichen Forschung entdeckten, dem Verständnisse der bisherigen Entwicklung aus sich selbst. Aber was diese so erkannte Entwicklung bedeute, wie weit sie die Zukunft zu bedingen berufen sey, das zu erhaschen, kann nur der spekulativen Philosophie anheimfallen, wie dem künstlerischen Genius es thatsächlich zu zeigen. Denn wenn die Wissenschaft, wie sie behauptet, das Bleibende und Wesentliche in den Erscheinungen von dem Unwesentlichen zu scheiden im Stande ist, so muß sie auch den Weg der weiteren Entwicklung so weit andeuten können, daß sie vor rückgängigen und verkehrten Schritten warnt und ihre Unhaltbarkeit nachweist.

Bei der spekulativen Auffassung der Basilike tritt uns Hegels gewaltige Gestalt entgegen. Hegel hat zuerst versucht, die Aesthetik aus zufälligen Kunstbetrachtungen zu einer allseitigen und weltgeschichtlichen Wissenschaft des Schönen zu erheben. Er fand auf diesem Gebiete, außer den allgemeinen spekulativen Grundlagen, den Gegensatz des Antiken und Romantischen vor. Dieser, aus der Schellingschen Philosophie abgeleitete Gegensatz, war geistreich, ja fruchtbar ausgebeutet für die Erkenntniß des Eigenthümlichen und Unterscheidenden der antiken und christlichen Kunst. Er mußte sich als ganz ungenügend erweisen, spekulativ wie empirisch, sobald die Betrachtung eine weltgeschichtliche wurde, wozu Philologie, Philosophie und die Geschichte selbst hintrieben. Während nun so dieser Gegensatz ein sinnloses Zerrbild oder ein leerer Gemeinplatz zu werden drohte — was er namentlich in der französischen Literatur und Kritik gerade jetzt ist — setzte sich in Deutschland Hegel zum Erben der bisherigen deutschen Wissenschaft und Forschung ein. Denn einerseits strebte er die streng wissenschaftliche Form an, andererseits nahm er den weltgeschichtlichen Standpunkt ein, und stellte sich die Aufgabe, die Entwicklung der Menschheit als Entwicklung der höchsten wissenschaftlichen Formeln zu erkennen und darzustellen. Wir nehmen nun seine Formel für die romantische Architektur, wie er sie giebt, ohne zu untersuchen, ob er von seinem obersten spekulativen Ausgangspunkte wirklich mit Recht und Fug dazu gelangt sei. Die romantische Baukunst ist ihm also, in ihrer vollen Entwicklung die christliche, und sie hat nach ihm in der gothischen ihren Gipfel-Punkt erreicht. Wie nun die vorgriechische Baukunst wesentlich Selbstzweck war, die klassische dagegen Mittel; so ist ihm die dritte und letzte, die romantische, Mittel und Zweck zugleich, oder zugleich selbstständige und dienende Kunst. Was sich ihm nun hieraus im Allgemeinen ergiebt, läßt sich in folgenden Sätzen darstellen. Erstlich: die christliche Kirche ist einerseits schlechthin zweckgemäß, andrerseits für sich selbst da. So verschwindet also in ihr die

Zweckmäßigkeit wieder, und läßt dem Ganzen den Eindruck einer selbstständigen Existenz. Ist dieses nun richtig, so muß es sich in der Entwicklung unserer drei Baustyle und in der aus ihnen gebildeten großen geschichtlichen Reihe zeigen. Und hier tritt uns das erste Bedenken entgegen, wenn wir auf das Gefundene zurücksehen. Denn wir fanden schon in den ersten, einfachsten Bauten die Zweckmäßigkeit als eine solche, die kunstgemäß ist, d. h. nicht als Nothdurft und Nothwendigkeit erscheint, sondern als freie Bildung, aus sich selbst heraus. Wir fanden auch die vollendete germanische Kirche nicht unzweckmäßig. Denn daß die Predigt in den größten Kirchen dieses Styls nicht gut gehört werden kann, kommt daher, daß dieser Zweck für die Kirche des Mittelalters ein untergeordneter war. So sind alle wirklich kunstvollen Kirchen eben so zweckmäßig als die antiken Tempel: die Verschiedenheit zwischen beiden scheint also nicht in jenem Gegensatze zu liegen, sondern in der Verschiedenheit der ganzen Aufgabe. Es giebt vielmehr kein Bauwerk in beiden, welches nicht Zweck und Mittel zugleich sei. — Wenn nun Hegel zweitens hinzufügt, die Erhebung über das Endliche und über die einfache Festigkeit mache die eine charakteristische Seite der Baukunst aus, so geben wir das Streben derselben nach dem Unendlichen zu, aber wir müssen läugnen, daß es mit Fug und Recht aus jener Formel gefolgert werde. Das Erheben über die einfache Festigkeit hingegen folgt aus der Formel, aber wir müssen läugnen, daß es ein Charakterzug der christlichen Kunst sei. Denn sonst könnte ja eine Baukunst ohne diese Erhebung gedacht werden, nun aber besteht das unterscheidende Merkmal aller Baukunst, im Gegensatz der nothdürftigen Aufschichtung von Massen, gerade in dieser Erhebung über das mechanische Gesetz der Festigkeit. Wie nun schlechte Bauten unzweckmäßig, so sind auch alle, nicht über ein auch noch so verständiges Anstreben der Festigkeit sich erhebende, Gebäude und Baustyle schlecht.

„Auf der andern Seite (fährt der Philosoph fort) gewinnt gerade hier erst die Particularisation, Zerstreuung und Mannigfaltigkeit den vollsten Spielraum, allein die Großartigkeit der Kunst nimmt hier im Gegentheil dieß Getheilte, Zerstückelte durchgängig wieder in jene Einfachheit zurück." Wir haben oben den unterscheidenden Zug der steigenden Geschmücktheit, als einen naturgemäßen, in der antiken, wie der christlichen Kunstgeschichte nachweisbaren, gefunden. Wir haben ferner gesehen, wie die übrigen bildenden Künste, und vorzüglich die Malerei, einen viel höheren Spielraum und eine größere Aufgabe in der christlichen Kirche haben, als im heidnischen Tempel. Nothwendig also sind mannigfaltigere Elemente in jener zu vereinigen gesucht als in diesem: es sind mehr Gegensätze zu überwinden, und die bei gelungenen Kirchen erreichte Harmonie des Ganzen ist also eine reichere. Diese Thatsachen hat der Philosoph ohne Zweifel im Sinne, aber wir vermissen den Beweis, daß sie aus jener Formel folgen. Das Zusammenfassen der Einzelheiten in die Einheit der Kunstidee folgt allerdings aus ihnen, allein sie ist eben nur wieder ein ganz allgemeines Merkmal aller Baukunst, ja aller Kunst überhaupt. Eine Kunst, welche die Glieder nicht zur Einheit zusammenfaßte, oder, mit Hegel zu reden, die Totalität zu bloßen Besonderheiten, oder

zufälligen Einheiten zerfallen ließe, würde, wenn wir anders den Begriff recht fassen, aufhören eine Kunst zu seyn, und zwar in demselben Maaße, in welchem dieß der Fall wäre. Ohne die Idee des Ganzen, als das Einzelne zusammenfassend, vermögen wir uns gar keine Kunst zu denken: vielmehr scheint sie, insofern sie Kunst ist, das ihr zufällig Anklebende Vereinzelte, als fremdartig und todt ausstoßen zu müssen.

Sind diese Bedenken nicht ungegründet, so würde allerdings das Reale in Hegels Darstellung nicht aus seiner Formel folgen, das aber was aus ihr folgt keine Realität haben zur schließlichen, erschöpfenden Bezeichnung der Eigenthümlichkeit und Individualität einer gegebenen Kunstentwicklung, sondern nur für die Kunst im Allgemeinen bezeichnend seyn. Was aber die Möglichkeit und die Bedingungen einer künftigen Entwicklung der Kirchenbaukunst betrifft, so verläßt uns hier die Hegelsche Formel durchaus: sie hat keine Zukunft: also, in so fern sie das letzte Wort der Wissenschaft wäre, Kunst und Welt auch nicht. Sollte vielleicht das Ende der Welt wirklich nahe seyn? oder sollte der Grund jener Zukunftlosigkeit der Hegelschen Konstruktionsweise jedenfalls vielmehr darin liegen, daß sie überhaupt kein lebendiges Prinzip des Fortschreitens in sich enthält? Dieses nun hier dahin gestellt seyn lassend, sehen wir uns durch die bisherige Betrachtung gedrungen, an die Wissenschaft zwei Fragen zu stellen, deren Beantwortung wir, wie es scheint, vergebens bei Hegel gesucht haben. Was ist im Basilikenbau das eigentliche Wesen, der Typus, wovon so oft die Rede hat seyn müssen? und was dürfte der unmittelbarste Ausdruck des Prinzips jenes Fortschreitens seyn, dessen äußere Zeichen und inneren Zusammenhang wir uns nicht haben verwehren können zu bemerken?

Diese beiden Fragen möchten, auf demjenigen Gebiete der Wissenschaft, welches der Wirklichkeit der geschichtlichen Thatsache zunächst steht, etwa so lauten: Was ist das Prinzip des Seienden im Kirchenbau? Was ist das Prinzip des Werdens in der Entwicklung desselben? Denn Typus ist ja doch wohl, was in verschiedenen Auffassungen und Darstellungen der Wirklichkeit sich als das Bleibende erzeigt: das Gepräge der Gattung, das Urbild und die Einheit jener entschiedenen Verwirklichungen. Also das Seyn der Darstellung ist vor jenem Typus unzertrennlich, er ist die Bedingung der Möglichkeit, daß eine gegebene Darstellung unter den Gattungsbegriff des Kirchenbaues könne aufgenommen werden. Allein sind die einzelnen Darstellungen zufällig, in ihrer Besonderheit, und also in ihrer Verschiedenheit von einander? Muß die Gesammtreihe ihrer Entwicklung nicht einen innern Zusammenhang haben, nicht mit einer gewissen Nothwendigkeit aus einem Prinzipe der Entwicklung fließen, dessen oberste Formel das Prinzip des Werdens ist. Wenigstens wenn die Geschichte sich im Ganzen und Großen nach den inneren Gesetzen einer ewigen Vernunft gestaltet. Wer dieß fordert oder annimmt, wird uns also wohl zugeben, als die Bedingung des Verständnisses der geschichtlichen Entwicklung, daß jede einzelne Erscheinung in derselben ihre Möglichkeit in jenem bleibenden Seynsbegriff habe, ihre Nothwendigkeit aber in der Natur des Werdens, beides ermittelt durch das besondere Seyn der Erscheinung, also hier der Baukunst. Die Identität beider Prinzipe,

des Wesens und des Werdens, welche wir allerdings fordern und voraussetzen, liegt jenseits des Standpunktes unserer gegenwärtigen Betrachtung, welche nur versuchen soll, das Gefundene Wirkliche dem Wissen nahe zu bringen. Von diesem Standpunkte aus legen wir also für die Beantwortung der uns gestellten Fragen folgendes Bruchstück der Betrachtung vor, auf die Gefahr hin, daß dasselbe von einer gewissen Schule, als ausserhalb des Paradieses der Wissenschaft stehend, in das Schattenreich der Vorstellung verwiesen und alles Werthes baar und bloß erklärt werde. Denn wir mögen lieber etwas, wenn auch noch so Geringes, von der Wirklichkeit der Dinge erkennen und darstellen, als aus den uns vorliegenden Formeln herauspressen, was nicht darin liegt, oder Unwesentliches in der Sprache des unbedingten Wissens aussprechen. Falls dem, was wir suchen werden anzudeuten, einige Wirklichkeit und Wesentlichkeit beiwohnt, so wird sich unserer Betrachtung auch wohl ohne jene vollständige wissenschaftliche Konstruktion, etwas von dem Wesen der Kirchenbaukunst erschließen, nnd vielleicht auch uns einiges Licht auf die praktischen Fragen der Gegenwart und Zukunft fallen, welche die vorhergehende Untersuchung an uns gestellt hat.

Es scheint zugegeben, daß jede darstellende Kunst ein Urbild vor sich hat, nach dessen Gesetzen sie schafft. Was dieß sei, ist bei Bildnerei und Malerei gar leicht erkenntlich, es ist bei jener ausschließlich, bei dieser vorzugsweise, das Einzelleben, im höchsten Sinne die menschliche Persönlichkeit. Aus der oberflächlichen Auffassung dieser Wahrheit ist die bekannte Theorie von dem nachahmenden Charakter der Kunst geflossen. Die Kunst wurde als Nachahmung der in der Natur gegebenen Wirklichkeit angesehen, statt daß sie eine freie Nachschöpfung ist, eine Nachbildung jener schöpferischen Kunst, welche in der Natur sich offenbart. Der schaffende Künstler ahmt also dem Geiste nach, welcher die Natur hervorgebracht, nicht die Erscheinungen der Natur selbst oder, mit andern Worten, die Kunst ist eine freie Nachahmung des schaffenden Geistes, eine freie Nachschöpfung. Um jenes Irrthums willen nun konnte das Wesen der Baukunst am wenigsten von allen Künsten erkannt werden. Denn was doch sollte sie in der Natur nachahmen? Hier half kein Schattenriß des geliebten Angesichts aus, kein zufälliger Abdruck einer Gestalt im Sande, ja überhaupt kein Annehmen irgend eines Nachbildens des Gegebenen, denn die Natur bringt weder klassische Tempel, noch romantische Kirchen hervor, und die Erklärung aus einem Urhöhlenbau wär doch gar zu ungereimt, selbst für die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Sollte die Wahrheit nicht vielmehr die sein, daß, wie der übrigen Künste Urbild die Idee des organischen Wesens ist, und ihr Vorbild also das die höchste der Bildungen, das Menschengebilde; so das Urbild der Baukunst in nichts Geringerem gesucht werden könne, als in den Verhältnissen, nach welchen alles Seiende sich bildet? Diese Verhältnisse offenbaren sich uns im Kleinen in den unorganischen Gebilden der Erde, im Großen erscheinen sie als der Kosmus, als das Naturganze, welches die einzelnen Geschöpfe umfaßt und trägt, mag dieses Ganze auf den bewußten Geist als Erdball, oder mag es auf ihn als Weltall, mit Sonnen, Erden und Monden wirken. Jedes Bauwerk ist hiernach ein Mikrokosmus, eine Welt, wie das uns umgebende All. Deßhalb kann das organische Leben nie Gegenstand der

Baukunst sein. Es walten zwar auch in ihnen reine Formverhältnisse, aber nur dienend der Idee des Einzellebens, nur als Mittel, um diese Idee in die Wirklichkeit treten zu lassen. Wie daher in Bildnerei und Malerei die mathematischen Verhältnisse durch die Idee des organischen Wesens verhüllt werden; so sind der Architektur umgekehrt die Werke beider nur ein Schmuck der Räume, welche sie einschließt, der Glieder, die sie aus sich selbst entwickelt. In sofern nun steht ihr offenbar am nächsten die Tonkunst, welche uns die Harmonie der Dinge — nach dem schönen Bilde alter Weisen, die Harmonie der Sphären — durch die Verhältnisse der Töne und das Ebenmaaß ihrer Dauer und Folge zur Empfindung bringt. Nur mit dem Unterschiede, daß was hier in der Zeit vorüberrauscht, dort im Raume verkörpert und bleibend dargestellt, und von dem klarsten aller Sinne aufgefaßt und festgehalten wird. Aber mit jenen Worten haben wir der Baukunst keineswegs das Gebiet der unbewußten Natur, dem bewußten Geiste gegenüber, angewiesen. Denn jene Anordnungen und Verhältnisse der Natur können ja doch wesentlich nur auf dem Geiste ruhen, als dem alle Ordnung und Verhältnisse Erzeugenden. So ist denn die Baukunst die einzige, welche die Harmonie der Schöpfung und des Geistes dauernd zur Anschauung bringt. Da nun die Seele, nach ihrem allgemeinsten und tiefsten Bewußtseyn, sich als Leben in einem geordneten Ganzen, und als Theil eines harmonischen Daseyns erkennt oder ahnet, und da sie deßhalb diese Harmonie im Staate darzustellen sich gedrungen fühlt, so müssen die Werke der Baukunst nothwendig die tiefsten und allgemeinsten Gefühle der Menschheit in Anspruch nehmen.

Schon hieraus schöpft sie eine eigenthümliche Heiligkeit und Ehrwürdigkeit für das was ihr Typus, ihr Urbild heißen muß. Denn die übrigen Künste können dieses Urbild viel leichter aus der den Sinnen vorliegenden Wirklichkeit wieder gewinnen, wenn sie es verloren haben, aber das Urbild der Baukunst ist eben nichts Sichtbares, obwohl in der Sichtbarkeit gegeben. Dagegen liegen die äußerlichen Regeln dieser Kunst viel mehr auf der Oberfläche, und die Nothwendigkeit ruft die Baukunst viel eher zur Thätigkeit, als die anderen Künste. Daher kommt es auch besonders, daß das Scheinleben der Baukunst viel länger dauert, und viel schwerer durch ein wirkliches Leben ersetzt wird. Ihres innersten Lebensgrundes verlustig geworden, lebt sie, eine kolossale Lüge, und schafft nur äußerlich fort, nicht anders als Spinnen, Bienen und Bieber thun würden, wäre ihnen der Bautrieb eingeprägt, ohne dessen Urbild. Die Heiligkeit und Ursprünglichkeit, welche nach dem allgemeinen Urtheile der Menschen allen schönen Bauwerken beiwohnt, möchte also ursprünglich wohl darin gegründet sein, daß das Urbild dieser Kunst die ursprünglichsten und allgemeinsten Gefühle berührt, die Harmonie des Weltalls, und die Harmonie des wohlgeordneten geistigen und weltlichen Volkslebens. Sie allein also unter den bildenden Künsten bringt uns vor Augen das große sichtbare Geheimniß, vermöge dessen die Menschheit sowohl als die Natur Eins in Vielen sind. In ihr allein wird jenes unsichtbare Band anschaulich, welches die einzelnen Seelen der Zusammenlebenden umschlingt, und Geschlechter an Geschlechter knüpft. Sie allein bringt zur Darstellung

das über die Spanne der Zeit und die Kraft des Einzelnen hinausragende Gemeinsame, das die Menschen Verbindende und Einigende, das die Einzelnen Zusammenhaltende und Verbindende. Nicht ein Vorurtheil also mochte es sein, sondern eine wohlbegründete Folge jenes Wesens, daß die Bauwerke längst verflossener Jahrhunderte noch mächtig zu uns reden, als die stummberedten Zeugen eines Völkerbewußtseyns, das einst an ihrer Stätte gewaltet. Daher erklärt es sich, warum jene Werke ein nicht abgestumpftes Gemüth auch da ergreifen, wo sie eine untergeordnete Stufe der Gemeinsamkeit darstellen, oder wo die dargestellte, volksthümliche Form dem Beschauer eine fremde und todte ist. Der Anblick des Kolosseums mag manche deßhalb ergreifen, weil sie von dem Gedanken der Pracht und Herrlichkeit einer so mächtig und kunstreich aufgethürmten Masse sich hinreißen lassen, oder von dem Anschauen einer so ungeheuren Zerstörung überwältigt werden. Aber nur wer sich über diese befangenden Eindrücke erhebt, wird des wahren Kunstgenusses theilhaftig. Ihm tritt ein sinnvolles Kunstwerk vor die Augen, ein Gebäude, welches das weltbeherrschende Volk in feierlicher Versammlung, zu Handlungen der Todesverachtung und Mordlust vereinigte, noch mehr, die großartige Bühne für das erhabene Schauspiel des über Furcht und Schmerz des Todes siegreichen Glaubens der christlichen Bekenner. Und selbst jene blutigen und üppigen Schauspiele des kaiserlichen Roms, sind sie nicht im Grunde der prosaische Niederschlag der ursprünglich religiösen Handlung, der weltlichen Ausläufer heiliger Todesfeiern? und auch das tritt im wohlverstandenen und hergestellten Bau hervor. Der Reiz dieser allgemeinen Heiligkeit der Baukunst trifft uns daher gewissermaßen mehr, wo die Schönheit unvollkommen oder wenigstens in Besonderheit befangen erscheint. Ein Parthenon oder Pantheon mag durch die in ihm wohnende allgemeine menschliche Schönheit allein zu bezaubern scheinen, aber vieles was aus ihm wirkt, spricht auch aus dem egyptischen oder indischen Tempel, wo die Mundart der Kunstsprache uns nicht so leicht besticht, vielleicht uns abstößt. Vorherrschend tritt uns hier entgegen ein mächtiges und schöpferisches Gottesbewußtseyn, das jene Räume ausgehöhlt, oder umhegt und geweiht, daß jene Säulen und Pfeiler und Träger aufgethürmt, jene Gänge und Höfe mit staunenerregender Pracht um das Heiligthum gezogen hat. Der überraschte Sipoy sinkt vor den Götterbildern Egyptens nieder, und wird Angesichts der Tempeltrümmer mit ehrfurchtsvollem Staunen erfüllt, kunstsinniger als der im Despotismus verdumpfte Muhamedaner, ja auch, im Grunde, als der von äußerlicher Gesittung ausgehöhlte Franke, welche hier nur Gegenstände alterthümlicher Neugier oder Stoff zu „effektvoller“ Landschaftsverzierung sieht. Wie viel bedeutungsvoller müssen also die Formen der Baukunst sein, wenn die Werke dieser Kunst sich auf unsern eigenen Glauben beziehen, sich an unsere heiligsten Gefühle anschließen? Am allerwenigsten dürfen wir hier wohl eine zufällige Kunstsprache, einen bedeutungslosen Typus annehmen. Denn wir bezeichneten ja mit diesem Kunstausdrucke das äußerlich gewordene Gesetz des Bauwerkes die allgemeine Form, innerhalb welcher sich die Idee desselben verwirklicht. Wenn ein Verstoß gegen den Typus uns schon in den andern Künsten ärgert, wenn ein abstraktes antikes

Marmorprofil in einem Christuskopfe, oder einem Apostelgesichte uns widerlich, wenn eine gemeine Beduinenwildheit in einem Gemälde aus der Patriarchenzeit uns als unheilige Parodie, als Verspottung erscheint; so verändert eine fremde Linie, eine falsche Profilirung in der Baukunst noch viel mehr. Daher stören die horizontalen Linien der Borromäer, welche eine ganze Seite des herrlichen Domes von Mailand verderben, mehr als die unplastischen Standbilder, welche St. Peter füllen, daher stößt ein schön gearbeitetes, von der Antike gestohlenes Akanthus-Kapitäl in einer Kirche uns als etwas fremdes ab, je mehr wir die Schönheit und Fülle seiner Formen bewundern. Wir fühlen, die Griechen würden jene Linien, diesen Schmuck anders behandelt haben, wenn sie eine christliche Kirche zu bauen, wenn sie Cherubflügel und Christusantlitze daneben darzustellen gehabt hätten.

Es scheint sich uns aber aus der bisherigen Untersuchung für jene praktischen Fragen zu ergeben, daß die Bewahrung des gegebenen Typus in der Baukunst noch viel wesentlicher und heiliger sei als in den plastischen Künsten; und wiederum, daß dieser Typus im Kirchenbau mehr Ehrfurcht fordere als in irgend einem andern Zweig der Baukunst. Eine Verletzung des Typus in der Baukunst ist eine Versündigung, und zwar, da Niemand Kunstwerke zu bauen gezwungen wird, eine muthwillige Versündigung an dem Grundverhältnisse alles Seyenden: in dem Kirchenbau aber ist diese eine um so unverzeihlichere, als hier der Gegenstand gerade der Geist, das heißt, der Ursprung und die Quelle aller Ordnung und wesenhaften Wahrheit ist: jene Versündigung wird eine Lüge gegen den Geist. So viel von dem Typus, oder dem Gesetze des Wesens der Baukunst.

Wir haben nun zu versuchen, ob unsere Betrachtung uns auch in etwas Wesenhaftes werde führen können, hinsichtlich des Erkennens jenes Gesetzes des Fortschreitens in einem solchen Typus. Denn so nur dürfen wir hoffen, falsche Begriffe zu beseitigen, welche von dieser Seite dem Anerkennen des wahren Fortschreitens entgegenstehen möchten. Es giebt offenbar in jeder Kunst ein doppeltes Fortschreiten. Es wird zugestanden, daß jeder Kunst ein äußerer Vorwurf als gegeben vorliege, durch welchen die in ihr schlummernde schöpferische Kraft hervorgerufen, und so oder so bestimmt wird. Zuerst ein äußerliches, das der Kunstfertigkeit, also in der Baukunst, das Fortschreiten des Baukünstelns, oder der sogenannten „Konstruktion". Ein solches hat sich offenbar im Uebergange von den flachgedeckten Basiliken zu dem Pfeilerbau und Gewölbbau gezeigt. Allein dieß allein beurkundet noch kein Fortschreiten der Kunst. Der ächte Hellene würde den gewölbten Doppeltempel Hadrians nimmermehr als einen Fortschritt des wahren Tempelbaues anerkannt haben, noch wird jemand in unsern Tagen das Parthenon dadurch verbessern, daß er es überwölbt. Entweder ist also jener Fortschritt des Baukünstelns gar keiner, weil er gegen den Typus, das Wesen des Darzustellenden streitet, oder er ist ein wirklicher Fortschritt, aber nur weil der Typus diesem Fortschreiten günstig ist. Bei dem Kirchenbau nun deutet die Geschichte mächtig darauf hin, daß dieß der Fall sey. Der Gewölbbau ist allenthalben angestrebt, von der byzantinischen Kunst bis zur germanischen, in

der romanischen Welt zweimal, das erstemal vor der germanischen Kunst, das zweitemal nach derselben, und im Gegensatze gegen sie. Diese vier verschiedenen Bestrebungen lassen sich durchaus nicht durch Nachahmen erklären: die späteren sind im Wesentlichen unabhängig von den früheren. Dieß scheint auf eine innere Nothwendigkeit in jenem äußerlichen Fortschritte hinzudeuten. Wir finden uns also genöthigt, das innere Prinzip des Fortschreitens in der Kirchenbaukunst selbst aufzusuchen. Auf dem empirischen Gebiete nun wurde uns als Erklärungsgrund wahrscheinlich, daß die christliche Kirchenbaukunst größere Höhe anstrebte als der Säulenbau darbot, oder daß sie größere Räume für die geschichtliche Malerei suchte, als regelrechter Säulenbau ihr gewähren konnte. Dieß wurde uns dadurch wahrscheinlich, daß die unorganischen Mauerflächen über den Säulen der alten christlichen Basiliken zu malerischen Verzierungen angewandt, und offenbar vorzugsweise ihretwegen geliebt wurden. Ohne nun die Einheit und den Zusammenhang dieser Erscheinungen nachweisen zu können, dürfen wir es doch wohl höchst wahrscheinlich nennen, daß der Geist des Fortschreitens auf der Seite derjenigen Baukunst liegen werde, welche jene bewußten oder unbewußten Bedürfnisse des christlichen Geistes aller Zeiten und Völker am vollkommensten befriedigt, und welcher unser gemeinsames Gefühl noch jetzt überwiegend Zeugniß leistet. Sollte aber die Wissenschaft im Stande seyn, jenen Zusammenhang wirklich, wenn auch nur einigermaßen nachzuweisen, so würde die Frage nach der verhältnißmäßigen Vorzüglichkeit der oben aufgezählten Baustyle mit Gewißheit beantwortet werden können. Und damit wäre alsdann eine noch sichrere Grundlage gewonnen für die Erkenntniß der Grundsätze, nach welchen die Wiederherstellung eines jeden jener Baustyle in seiner Eigenthümlichkeit für gegebene Bedürfnisse der Gegenwart erfolgen könnte. Jeder Schritt auf diesem Gebiete ist also eine bedeutende Förderung für das Verständniß und die Würdigung der Bestrebungen der Gegenwart, und die Lösung der praktischen Aufgaben, welche sie an uns stellt.

Die Betrachtung des Prinzipes des Fortschreitens von oben beginnend, müssen wir als zugegeben annehmen, oder als zuzugebend fordern, daß das allgemeine Prinzip alles Fortschreitens das der Ueberwindung der natürlichen Gegensätze durch den bewußten Geist sei. Ebenso für die Baukunst insbesondere, daß sie von Aufrichtung symbolischer Zeichen der Gesammtheit fortschreitet zur wirklichen Darstellung von Gebäuden, welche sich auf den Verkehr der Menschen mit der unsichtbaren Welt und unter einander beziehen. Dieser Fortschritt hat vom Thurme zu Babel zum Tempelbau der alten Welt, und von den Pyramiden der Aegypter und den Grabhügeln am Hellespont zu den ägyptischen Königspalästen und den Gerichtsbasiliken der Griechen und Römer geführt. Es ist unverkennbar, daß die christliche Kirchenbaukunst auf demselben Grunde und Boden steht, wie der Tempelbau der Alten, im Gegensatze der Baukunst der Urwelt. Es bedarf auch keines Beweises, daß sie einen Knotenpunkt in der Weltgeschichte bildet, und das Fortschreiten der Entwicklung des Geistes bedingt. Die Natur und die Gränzen dieses Fortschrittes werden aber in dem Wesen der Religion und des Gottesdienstes zu suchen sein, für welche sie baut. Das Wesen des Christenthums ist uns aber Herrschaft des Geistes über

Natur, zur Verklärung der Natur in Geist, der Nothwendigkeit in Freiheit. Hiernach mußte die christliche Kirchenbaukunst also suchen, ihren Gegensatz zur Bildnerei und Malerei vollständiger zu überwinden, als dieß der antiken Kunst möglich geworden war. Im Tempel war das Werk der Bildnerei Gegenstand der Verehrung: in der Kirche war das dargestellte Symbol des Göttlichen so sehr das Gemalte, daß die morgenländische Kirche jede Bildnerei ganz aus dem Gotteshause verbannte. Dagegen schwang sich die christliche Malerei in den großen geschichtlichen Schulen Italiens und Deutschlands zu einer Höhe und Herrlichkeit im Ausdrucke des Idealen, des Geistes, welche die antike Malerei nicht einmal angestrebt hat. Kein gemalter Zeus konnte dem Bilde des Phidias gleich kommen: kein marmorner Christus, keine gehauene Jungfrau Maria, kein Paulus und Johannes in Bildnerei wird denjenigen befriedigen, welcher die idealen Köpfe Raphaels und seiner Vorgänger geschauet hat. Und auf diesem Gebiete kann es auch nicht unbedeutend scheinen, daß in der germanischen Baukunst der Gegensatz von Licht und Farben durch die Glasmalerei in einer Weise entwickelt worden, von welcher man früher keine Ahnung hatte. Das Streben nach der Höhe und nach Gewölben scheint sich beides aus dem Grundprinzipe des Christenthums, dem Gerichtetsein auf die Geisterwelt, zu erklären, als deren allgemeines Symbol dem Künstler das Himmelsgewölbe erscheint. Es bleibt dabei unentschieden, ob das Wölben um sein selbst willen oder als Mittel der Höhe angestrebt wurde. Wenn man aber die Vorliebe zur hängenden Kuppel in Betracht zieht, die mit so ungeheuern Anstrengungen in Byzanz und später in Italien angestrebt wurde; so kann man kaum umhin, dem Gewölbe als solchem, als reiner Form, einen Reiz für das christliche Gefühl, und also eine Bedeutung im Kirchenbau und in dem Gange des Fortschreitens der christlichen Baukunst zuzuschreiben.

So viel also glauben wir aus unserer bisherigen Betrachtung mit Sicherheit schöpfen zu können: daß wir uns auf dem heiligsten Gebiete der Kunst befinden, und also den bleibenden Typus der bisherigen Entwicklung, die Basilikenform im weitesten Sinne, mit größter Ehrfurcht behandeln müssen, nicht minder aber auf die Zeichen des Geistes achten, die als Elemente der geschichtlichen Entwicklung dieses Typus vor uns stehen.

Es ist nun nicht zu läugnen, daß in allen Kirchen und unter allen Völkern eine große Verwirrung eingerissen ist über die Prinzipien der Kirchenbaukunst, wie jeder andern kirchlichen Kunst. Es ist aber auch klar, daß ein Verständniß nur durch eine Vermittlung geschichtlicher und philosophischer Kunstbetrachtung mit dem Wesen und den Bedingungen von Kirche und Volksthümlichkeit erzielt werden kann, und zwar vorzugsweise der ersteren. Denn die kirchlichen Grundlagen der Anbetung bilden die Grundlage der Volksthümlichkeit auf diesem Gebiete. Die christliche Baukunst, mit einem Worte, ist gegeben durch den Gottesdienst, dieser durch das Bekenntniß. Wir vermessen uns nicht, diese Methode auf den Bau griechischer und römischer Kirchen anzuwenden: allein wir dürfen es nicht abweisen, eine solche Anwendung auf die Kirchen evangelischer Bekenntnisse und insbesondere zugleich deutscher Zunge zu versuchen.

S ch l u ß.

Die Bedingungen der Herstellung evangelischer Basiliken.

Die Herstellung des evangelischen Kirchenbaues kann von einem dreifachen Gesichtspunkte aus versucht werden: von dem rein construktiven, dem rein liturgischen, dem geschichtlichen. Bei dem ersten werden die allgemeinen Bedingungen des Hörens und Sehens für die Gemeinde, als eine gegebene Menschenmenge, verbunden mit den Forderungen einer schönen wirkungsvollen Darstellung vorangestellt. Bei dem zweiten wird vorzugsweise die Betrachtung der Theile des Gottesdienstes hervorgehoben. Beiden ist die überlieferte Kirchenform etwas gänzlich Unbedeutendes. Bei dem geschichtlichen Gesichtspunkt dagegen wird die überlieferte Form, der gesammte Kirchenstyl, und die überlieferte Weise des Gottesdienstes soweit berücksichtigt, als sie mit der Construktion und den liturgischen Elementen der Gegenwart in Einklang zu bringen ist. Der Anlage dieses Werkes und dem Geiste unserer Methode nach, kann unser Gesichtspunkt nur dieser letzte sein.

Wir haben also zuvörderst die Frage nach den liturgischen Bedingungen im Geiste der Geschichtlichkeit aufzufassen. Wir müssen hiernach alle willkührlichen, selbst gemachten Auffassungen des Gottesdienstes eben sowohl, als Berufung auf ungeschichtliche Sitte oder Unsitte der Gegenwart abweisen. Wir können uns nicht entschließen, eine Kirche, wegen des Gegensatzes gegen die römische Kirche, als einen bloßen Predigtsaal aufzufassen: noch auch auf der andern als einen Betsaal, um des Gegensatzes willen gegen die neuere Alleinherrschaft der Predigt im Gottesdienste. Eine gut gebaute Kirche ist sicher, dergleichen Einseitigkeiten zu überleben, und darf also nicht danach angelegt werden. Wir nehmen den Gottesdienst also, wie er, im Großen und Ganzen, sich in dem Zeitalter der Kirchenverbesserung festsetzte, und

wie er auch in der evangelischen Kirche Deutschland's sich mehr oder weniger vollständig ausgebildet, und neuerdings auf jener Grundlage mit Freiheit sich herzustellen begonnen hat.

Dieser Gottesdienst ist bedingt durch die leitenden Ideen der Reformation, insofern sie die Grundbegriffe von Gemeinde und Abendmahlsfeier herzustellen trachtete.

Hier treten uns zwei Grundbedingungen entgegen:

Die erste ist eine persönliche, die zweite eine gegenständliche.

Die Person bei der kirchlichen Feier ist, nach jener Auffassung, die Gesammtgemeinde, das priesterliche Volk der Christen, welches die Feier vollzieht. Diese Gemeinde ist aber, ihrer Stiftung und Natur nach, organisch und zwar zwiefach geordnet: sie stellt sich in dem, durch das allgemeine Priesterthum aller Christen vermittelten, Gegensatz des Hirten- oder Lehrstandes, und des christlichen Volkes dar. Dadurch ist also eine persönliche Doppeltheiligkeit der Darstellung gegeben, und zugleich die Begränzung und Bedingtheit dieser Theilung. Es ist eine Theilung der Ordnung, nicht des Wesens: denn der höchste Wesensbegriff beider Theile ist der des Priesterthums, und dieses ist das ihnen Gemeinsame. Die Theilung darf deßhalb nicht als eine unbedingte, also nicht dergestalt hervortreten, daß die Geistlichkeit sich als eigentliche Inhaberin des Heiligthums darstellen: denn das Wesentliche des Heiligthums ist eben die Gemeinschaft. Also jede ausschließliche Besitzung des Altares seitens der Geistlichkeit widerstrebt der persönlichen Grundbedingung des evangelischen Gottesdienstes, und damit des evangelischen Kirchenbaues.

Dies wird noch klarer aus der Beleuchtung der gegenständlichen Grundbedingung hervorgehen. Hiernach theilt sich die Feier in die zwei gleichberechtigten Theile: in die Verkündigung des göttlichen Wortes, als Verlesung und Predigt, und in die Feier des Abendmahles. Was den Zusammenhang beider Feiern betrifft, so ist derselbe vermittelt durch das feierliche Kirchengebet, oder der Kirche Fürbitte und Dank. Dieß aber gehört, nach dem Typus der alten Liturgien, welchen alle liturgischen Ordnungen der Reformationszeit und eine fast ungestörte Sitte darstellen, in den dritten Theil des Gottesdienstes, nach der Predigt, als Spitze der ganzen Feier. Hieraus folgt also, daß Kanzel und Lesepult eben so berechtigt sind zu architektonischer Darstellung, wie der Altar, und umgekehrt.

Und hier wird es nicht unwichtig seyn, uns zu erinnern, daß wir dieselben Grundbedingungen unverkennbar in den ältesten römischen Basiliken fanden. Dort war die Tribune der Platz der Geistlichkeit, wie die Schiffe der Gemeinde; der Altar stand zwischen beiden in der Vierung. Sobald wir einen Chor finden, stellte er sich als Theil der Gemeinde dar, und zwar als ihre Blüthe, zunächst dem Altar, von der Gemeindeseite her, im Schiff aufgestellt.

Näher in das Wesen der gegenständlichen Grundbedingung eingehend, finden wir zwei Hauptpunkte je für Altar und Kanzel.

Hinsichtlich des Altars scheinen es folgende zu seyn. Erstlich: es fallen weg alle aus dem Heiligendienst hervorgegangenen Vorrichtungen und Ausbaue. Also ist die Mehrheit der

Altäre unvereinbar mit dem Grundbegriffe des Altars, als des Tisches des Herrn und als Einheit der versammelten Gemeinde. Wenn daher in unsern Tagen wieder die Rede gewesen ist von einem sogenannten Evangelienaltar, so ist dieser gänzlich unkirchliche, ungeschichtliche und unevangelische Ausdruck noch weniger zu entschuldigen, als wenn man, hier und da, in alten Kirchen aus Mißverstand einen Heiligenaltar als Lesepult angewandt, oder diesen damit in Verbindung gebracht sieht. Ferner fallen weg alle Ausbaue in den Seitenschiffen, die aus jenem Dienste hervorgegangen sind. Die Ausladung des Kreuzschiffes dagegen hängt weder geschichtlich, noch in der Idee mit jener Heiligenverehrung zusammen. Sie ist in der ältesten Basilike, obwohl ursprünglich ihr fremd, doch durch die Scheidung von Schiff und Kreuzschiff gleichsam vorbedeutet und sehr früh angewandt. Die Veranlassung war, wie es scheint, das Bedürfniß, einen Raum für die Taufe und Plätze für die Katechumenen beiden Geschlechts zu haben. Der evangelische Kirchenbau hat also hierin vollkommene Freiheit; weder Ausladung, noch das Gegentheil ist durch Typus gegeben, oder durch die Idee der Basilike gefordert.

Zweitens. Der evangelische Altar kann kein Tabernakel oder Baldachin, oder ähnliche Bedeckung haben: nicht blos, weil eine solche Ueberdachung den Blick von der Vorderkirche auf die Tribune hemmet, und damit die Einheit der Ansicht des Gebäudes zerstört; sondern vorzugsweise deßhalb, weil alle jene Bedeckungen, wie der alten Basilike fremd, so der dogmatischen Grundlage der evangelischen Kirche schnurstracks zuwider sind. Hervorgegangen aus der Idee der Opferung der Elemente auf dem Altar, und der Wiederholung des Opfers Christi durch ihre Weihung, fielen sie allgemein und nothwendig in den evangelischen Kirchen mit der Verneinung dieser Opferidee weg.

Die beiden bedingenden Hauptpunkte für die Kanzel scheinen folgende zu seyn:

Erstlich: Die Kanzel, oder Kanzel und Lesepult, dürfen nicht als außer-architektonische Vorrichtungen erscheinen. Eine solche Anordnung widerspricht der Wichtigkeit und hohen Bedeutung, welche das Wort Gottes und die Predigt in der evangelischen Kirche fordert. Sie müssen vielmehr dergestalt in die architektonische Idee aufgenommen werden, daß sie aus derselben, wie von selbst, und würdig hervorwachsen, und in ihrer Stellung und Form den akustischen Forderungen vollkommen entsprechen. Damit ist zunächst gesagt, daß sie nicht freistehen dürfen. Es geht dadurch viel Schall verloren, und für einen Theil der Gemeinde zugleich der Anblick des Predigers. Ein Schalldeckel ist eine barbarische, und dabei höchst ungenügende Aushülfe. Beide Rücksichten stehen dann auch, und der erste in noch höherem Grade, dem unorganischen Ankleben der Kanzel an einen Seitenpfeiler im Schiffe entgegen. Auch die Höhe der Kanzel sollte nach den akustischen Regeln allein bestimmt werden. Ganz unverständig haben manche neuere Meister die Kanzel mit den Emporen in Eine Linie gebracht, und dadurch ihr eine viel zu große Höhe gegeben. Der Schall steigt durch seine Natur in die Höhe: eine Erhebung des Redners um 12 Fuß ist daher bei den meisten Kirchen schon hinreichend.

Zweitens. Die Kanzel darf nie den Altar verdecken und irgendwie benachtheiligen.

Mit Recht also sträubt sich das christliche Gefühl eben so sehr gegen die Erhebung der Kanzel über den Altar, so daß dieser zu den Füßen der Kanzel steht, als gegen eine den Altar verdeckende Stellung derselben. Die Theilung von Kanzel und Pult, so daß jene allein für die Predigt diene, dieser für die Schriftverlesung und die in sie einleitenden oder sie begleitenden Gebete und Ansprachen, ergiebt sich also aus der Idee des Bedürfnisses gerade eben so einfach, als geschichtlich aus dem Vorgange der alten Basiliken.

Wir werden hiernach jedenfalls die zwei großen Abtheilungen der kirchlichen Feier in dem architektonischen Plane wiederfinden: in der vorderen Kirche die Vorrichtungen für die Vorlesung der Schrift und die Predigt, und für das Anhören beider: weiter nach hinten Altar, und Sitz für die Geistlichkeit. Da nun die Feier des Abendmahles wesentlich eine Gemeindefeier ist, so wird dieser zweite Theil die Bedeutung jener großen Thatsache möglichst klar auszusprechen haben. Es wird angemessener Platz und bequeme Vorrichtung — wenn gleich sie eine bewegliche seyn mag — da seyn müssen für das Verweilen der Abendmahlsgenossen, als einer in sich abgeschlossenen und vereinten Gemeinde. Hierdurch allein gewinnt die Feier Ruhe und Haltung. So bildet sich uns also jener Raum, unbeschadet der Einheit des Ganzen, als Altarkirche aus, im Gegensatz der Predigtkirche: ein Raum, dessen Hauptpunkt der Altar ist. Der Boden einer solchen Altarkirche wird, nach dem Vorgange der alten Basiliken, um eine oder mehre Stufen über dem des Langhauses oder überhaupt der Predigtkirche erhöht werden, und auf dieser Fläche wiederum der Altar sich um einige Stufen erheben. Denn der Altar ist nicht ein beweglicher Abendmahlstisch, sondern der feste und würdig hervorgehobene und zur Anschauung der Gemeinde gebrachte Mittelpunkt derselben; Symbol und Träger ihrer Einheit. Die Stellung der feiernden Geistlichkeit auf der oberen Fläche um den Altar ist also hinlänglich erhoben, damit der Geistliche, zur Gemeinde redend, besser vernommen werden könne. Das Stehen desselben vor dem Altare, und das damit unvermeidlich verbundene Anlehnen an denselben ist ebenso unschicklich und unschön, als unkirchlich. Die alte Stellung hinter dem Altare ist wie die älteste, so die natürlichste und würdigste: die neben dem Altare ist aus dem mißverständlichen Uebertragen des Vorlesens der Perikopen von den zwei Ambonen im Schiffe auf die zwei Seiten des Altars entstanden: eine Sitte, deren Entstehung und Verbindung mit den Ansichten des späteren Mittelalters wir oben geschichtlich angedeutet haben. Nur die Abhaltung des Kirchengebets nach der Predigt gehört in die Altarkirche, abgesehen von der Verwaltung des Sakraments. Der Raum vor den Stufen des Altars, sowohl nach vorn, als nach beiden Seiten, sei nicht zu beengt. Die Geistlichkeit habe Raum, sich hier, besonders bei der Austheilung des Abendmahles, frei zu bewegen. Ein Geländer, mit Stufen davor für die Abendmahlsgenossen bei der Austheilung, ist eben so bequem, als geschichtlich. Daß es nicht als Abschließung des Altars von der Gemeinde erscheine, dafür ist durch die ganze Einrichtung, wie es scheint, gesorgt. Stehen die Geistlichen, nicht als Priester, sondern als Wächter des gemeinsamen Heiligthums da, so ist es vielmehr recht zweckmäßig, daß angedeutet

werde, es solle sich Keiner unbedacht und unvorbereitet dem Altar nahen. Doch, wenn dergleichen anstoßen sollte, wird das Geländer besser ganz weggelassen. Wie der Sitz der Geistlichkeit in der Altarkirche die Tribune ist, so scheint die Selbständigkeit der Kanzel und des Predigtdienstes zu erheischen, daß die Geistlichen während des ersten Theiles des Gottesdienstes einen Platz in der unmittelbaren Nähe der Kanzel und des Pultes haben. Daß streng die Geistlichkeit hier Angesichts der Gemeinde vom Anfange des Gottesdienstes an gegenwärtig sei, und nicht erst später der Geistliche aus der Sakristei hervortrete, scheint aus dem evangelischen Standpunkte der Gemeinsamkeit des Gottesdienstes hervorzugehn. Jene Sitte ist ein mißverstandener Rest des feierlichen Einzuges oder Einganges der Geistlichkeit zum Altar.

Das Taufbecken findet sehr natürlich seinen Platz in der Altarkirche, auch in Beziehung auf die Bestätigung des Taufgelübdes von den Katechumenen. Doch ist auch gegen die Aufstellung im Schiffe, vorn oder in der Mitte, nichts einzuwenden. Wesentlich nur erscheint, daß das Taufbecken in seiner architektonischen Anlage die Würde des in die Kirche einführenden Sakraments ausspreche, und die ursprüngliche Form, sowie fortdauernde geistige Bedeutung der Untertauchung andeute.

Orgel und Sängerchor sind aus praktischen Gründen schwer zu trennen. Sonst würde der Ausdruck der Doppelnatur des Chores, als eines nicht allein der Gemeinde oder dem Geistlichen antwortenden, sondern auch, namentlich beim antiphonenartigen Gesang, selbst einer Theilung in Halbchöre fähigen (deren einer, wie die Gemeinde, mit Orgelbegleitung singt, der andere dagegen ohne dieselbe) manche Vortheile gewähren. Die gewöhnliche Stellung der Orgel über dem Eingange der Kirche drückt die Stellung des Chors, als dem Geistlichen antwortend, aus; wenn zugleich eine Stellung in der Altarkirche architektonisch und liturgisch vortheilhaft erschiene, so würde durch dieselbe der Gegensatz von Chor und Gemeinde hervortreten.

Wie Altar Mittelpunkt und Symbol der Altarskirche, so sind Kanzel und Pult Mittelpunkt und Zeichen der Predigtkirche. Auf die zwiefache Theilung dieses Zeichens, in Predigt- und Verlesungsstätte, führt von selbst die Verschiedenheit der Handlung, und die Nothwendigkeit, den Blick zum Altar frei zu halten. Da das Predigen aus der Tribune, außer bei ganz kleinen Kirchen, schon wegen der Unmöglichkeit oder Schwierigkeit des Hörens aufgegeben werden muß, so ergiebt sich als geeigneter Platz der an die Mündung der Tribune oder des Chors anstoßende Theil der Hintermauer des Querschiffs. Hier können tribunenartige Aushölungen in den Pfeilern, oder apsidenartige Vorbaue, auf einem Unterbau, mit Treppen von unten, oder zur Seite (durch Gänge von den Sitzen der Geistlichen) so angebracht werden, daß das Wesentliche der Form beibehalten, und doch etwas ganz Neues und entschieden Praktisches geleistet werden kann.

Sitze in der Predigtkirche sind unentbehrlich, aber sie sollen architektonisch behandelt, gleichförmig, möglichst niedrig und anspruchslos seyn. Das Ordnen der Sitze in leise aufsteigender Linie ist bei großen Kirchen sehr zweckmäßig, eben so die Rücksicht auf die neueren Vorrichtungen und Erfahrungen hinsichtlich der Luftreinigung und gefahrloser und wenig kostbarer Heizung.

Eine Vorhalle fordert der Anstand, wie die Architektur, so verschieden auch die Form seyn mag. Die Vorhöfe der alten Basiliken geben Idee wie Beispiel eines Gottesackers und insbesondere eines Ehrenbegräbnisses, mit Denkmälern und Darstellungen, in den anschließenden Hallen. Bedeckte Vorhöfe, wie der nördliche Himmel sie räthlich macht, können nicht die Anmuth der südlichen Atrien haben. Dagegen könnten sich Anlagen für Aufführung von Oratorien und anderen geistlichen, nicht gottesdienstlichen, musikalischen Meisterwerken, bei Prachtbauten auch mit solchen bedeckten Vorhöfen verbinden, oder an dieselben anschließen. Solche Anlagen wären um so wünschenswerther, damit die störende Unterbrechung des Gottesdienstes durch Vorbereitungen für solche, an sich so sehr schöne, Musikfeste vermieden würde. Es ist gut, daß die Kirche nur für den Gottesdienst des christlichen Volkes diene.

In dieser Uebersicht haben wir im Allgemeinen die Basilikenform vor Augen gehabt, ohne die verschiedenen architektonischen Auffassungen, durch welche wir diese Form haben hindurch gehen sehen. Basilikenform ist nicht allein die ursprünglichste, und die des Abendlandes, sie ist nicht allein mit der ganzen Anordnung unserer Kirchen, mit dem ganzen kirchlichen Volksgefühle so verwachsen und verschlungen, daß es schon deßhalb fast unmöglich seyn würde, sie zu beseitigen. Sie ist auch innerlich, mit Freiheit und in ihrer Idee aufgefaßt, so überaus zweckmäßig, dabei einer solchen unendlichen Mannigfaltigkeit der Auffassung und Ausbildung bereits theilhaftig geworden und noch weiter fähig, daß es an Frevel gränzen würde, sie nicht zu berücksichtigen. Wenn wir übrigens ihren unbedingten Gegensatz, die Rundkirchen, ausschließen, als unkirchlich und in jeder Hinsicht unzweckmäßig und verwerflich; so wollen wir damit keineswegs den Grundtypus der morgenländischen Kirche, das gleiche Viereck mit der Kuppel, ausgeschlossen haben. Die Verkürzung des Langhauses bei ansehnlicher Breite hat sogar manche Vortheile: die Form nähert sich dem Kreise, als der natürlichsten Form zum Hören und Sehen einer möglichst großen Gemeinde, ohne jedoch den kirchlichen Charakter zu verlieren. Es fehlt ihr aber dagegen, außer der Weihe der Sitte und des Zaubers der Ideenverbindung, die schlanke Schönheit der westlichen Form, und hinsichtlich der Predigt sowohl, als der sonstigen Verwendung bieten die Seitenarme des Kreuzes manche Schwierigkeit dar. Die Verbindung von Kuppel mit Langhaus ist verwerflich, man verliert den größten Eindruck beim Eintritt, wie St. Peter zeigt. Wenn wir also versuchen wollen, jene allgemeinen bedingenden Punkte der Herstellung evangelischer Kirchen mit den verschiedenen Baustylen zu vermitteln, so haben wir eigentlich nur die römische, byzantinisch-romanische und die germanische Auffassung der Basilike zu betrachten. In allen diesen Baustylen werden wir aber die einfache Basilikenform der ältesten Kirche als Grundtypus annehmen, und bei den Entwicklungen derselben absehen von den Abweichungen von jener Form, insofern dieselben einer für uns untergegangenen Epoche angehören. Die byzantinische Kuppelkirche, die romanische Pfeilerkirche, der gothische Dom sind uns also viel wichtiger, insofern sie die alte Idee der Basilike, durch einen eigenthümlichen Baustyl neu aufgefaßt, darstellen, als in so fern sie

dieselbe, nach Glauben, Gottesdienst und Sitte des früheren oder späteren Mittelalters, umgestaltet haben. Bedingend ist uns aber auch selbst die alte Basilikenform nur in so fern, als wir sie der Idee und dem Bedürfnisse sich anpassend finden.

Die älteste Basilike, wie sie uns die Basiliken Roms vorzugsweise zur Anschauung bringen, kann man auf zweierlei Weise für evangelischen Gebrauch herstellen wollen. Die erste ist die rein antike. Man kann aber sagen, die christliche Basilike ist nie nach den Gesetzen der antiken Baukunst rein und untadelig aufgeführt, und das ist vollkommen wahr. Wir wollen auch annehmen, daß es gelingen könnte, aus der antiken Idee die Nischen für Kanzel und Pult hervorgehen zu lassen, nach dem Vorbilde der großen Tribune. Aber daß eine solche Ausdehnung, in ihrer geschichtlichen Vereinzelung, und bei der Unkirchlichkeit der Elemente des Baues, je den Eindruck einer christlichen, einer evangelischen, einer deutschen Kirche machen könnte, stellen wir mehr als in Zweifel: unser ganzes Werk liefert die Gründe, welche uns zu dieser Ansicht geleitet haben.

Oder man behält nur die reine, antike Konstruktion bei, mit regelrechten Verhältnissen der Theile, schreibt aber in den Kapitälen und Basen der Säulen, in den Profilirungen und Zierrathen die Schrift des sinkenden Römerreiches und des früheren Mittelalters. Man wird dann entweder die Ambonen dieser Zeit nachbilden, das heißt etwas der ursprünglichen Basilikenidee nicht organisch Angebildetes, und dabei Unzweckmäßiges, das aus der Unfähigkeit der sinkenden Jahrhunderte hervorgegangen ist, die alte Basilikenform neu zu geben. Oder man wird auch hier etwas Neues in jenem Charakter bilden. Nur diese letzte Art der Wiederherstellung läßt sich, nach Idee und Bedürfniß, rechtfertigen. Aber man mache sich keine Täuschung über folgende Punkte. Erstlich, man wird im Säulenbau nur verhältnißmäßig kleine Kirchen bauen können. Denn die Konstruktion erlaubt zwar eine große Weite des Haupt- und des Querschiffes, allein um desto mehr tritt auch die Unmöglichkeit hervor, eine verhältnißmäßig bedeutende Höhe zu gewinnen. Außerdem treibt eine Anwendung des Säulenbaues zu kolossalen Verhältnissen, treibt namentlich die Emporen, deren man schon wegen der Nothwendigkeit der doppelten Säulenstellung nicht entbehren kann, zu einer gänzlich unpraktischen Höhe. Im Schiffe selbst aber verengt der Umfang der Stützen den besten Raum, und verhindert Sehen und Hören mehr, als bei andern Konstruktionen. Ferner aber, wird das flache, saalartige Dach ein Volk befriedigen, das in gewölbten Kirchen gebetet und gesungen? oder wird das Zeltdach — seinem Ursprunge nach das Kind der Nothdurft — mehr thun, als den Beweis liefern, daß man auch ein Geringes mehr von Höhe und Erhebung nur kümmerlich hier gewinnen kann? Eben so wenig helfen Bögen über den Säulen aus, abgesehen davon, daß sie vom Standpunkte des Säulenbaues nur durch römischen Machtspruch entschuldigt, nie gerechtfertigt werden können. Endlich aber täusche man sich nicht durch den Reiz der alten Basiliken. In diesem Gefühle ist vereinigt der Reiz des klaren, südlichen Himmels, der warmen Beleuchtung, welche offene Hallen und Säulengänge so herrlich erscheinen läßt, mit dem Zauber des Alterthümlichen und

des Kontrastes, der gerade dem Unzusammenhängenden, dem Unvollkommenen, dem kindlich Anstrebenden etwas eigenthümlich Anziehendes verleiht. Dieß läßt sich nicht übertragen; in einem neuen Gebäude, in einer bewußten Zeit, erscheint es als Heuchelei oder Spielerei, im besten Falle als gar nichts.

Nur mit großen Beschränkungen können wir also die Nachahmung der Basilikenform anrathen, wie sich diese z. B. in San Clemente und San Lorenzo ausspricht. Eine reine Lösung scheint nach dem oben angedeuteten nicht möglich. Außerdem ist der uns unentbehrliche Kirchthurm in diesem Style sehr schwer harmonisch mit dem Hauptgebäude zu verschmelzen. Ein Vorhof endlich läßt sich nur mit südlicher Unbedecktheit, und in mäßigem Maßstabe bauen, wenn man den Säulenbau durchführen will, wie ihn doch die innere Halle, als Vorhalle der Kirche eigentlich fordert. Aus allen diesen Gründen erscheint uns das Gelingen im besten Falle ein sehr bedingtes, ja zweifelhaftes. Durchaus passend können wir die Form nur finden für eine kleine Schloßkirche, als Theil eines in römischem Style gebauten Palastes. Ihr Schmuck würden geschichtliche Freskobilder im Langhause seyn, Mosaik oder gemalte Figuren auf Goldgrund in der Tribune.

Was nun den Pfeilerbau betrifft, so ist dessen Glanzpunkt offenbar die Kuppel. Dieser wohnt ein eigenthümlicher Reiz bei, den Niemand wird ableugnen wollen, während alles Uebrige im germanischen Style eben so vollkommener, wie freier und leichter erscheint. Die Kuppel nun kann bei der evangelischen Wiederherstellung wieder auf ihre ursprüngliche Bedeutung zurückgeführt, und dadurch allein von unserm Standpunkte, dem der freien Herstellung, gerechtfertigt werden. Denn sie wird uns die Ueberschattung des Altares seyn, die Verherrlichung des gemeinsamen Heiligthums, die Auszeichnung des Mittelpunktes der Feier. Allerdings fordert sie Seitenausbaue im Querschiffe, doch nicht so große, daß sie keine Rechtfertigung in der Anwendung finden könnten, oder das Vernehmen des Predigers unmöglich machten. Für die geschichtliche sowohl als symbolische Freskomalerei gewährt dieser Baustyl vorzüglich geeignete Räume.

Der germanische Gewölbbau endlich vereinigt alle Vortheile. Er kann Kuppeln bauen — wenn gleich nicht halbkreisförmige oder dem Kreise sich nähernde ohne Verläugnung seines eigenthümlichsten Charakters; aber gleich hohe und höhere. Er allein kann befriedigend himmelanstrebende, leichte Thürme bauen, — Hallen, bedeckte, wie unbedeckte, und diese letzteren er allein. Er schmiegt sich ferner jedem Bauzeug an, wie das Land ihn liefert, dem Ziegel- wie dem Werksteine. Er allein baut aus Einem Gusse, und er allein spricht die Sprache und fesselt die Gefühle germanischer Völker. Obwohl die Glasmalerei seine eigenthümlichste Zier ist, so bietet er doch auch Räume für jede Art von Freskogemälden dar. Zur Ausschmückung durch Bildnerei ladet er ein, ja fordert er auf. Die Einwendungen gegen diesen Styl erscheinen uns dagegen auf Vorurtheilen zu beruhen. Der äußerlichen sind zwei. Er soll kostbarer seyn, als andere Baustyle: nach den Erfahrungen des einzigen Landes, worin man nie aufgehört hat

in diesem Style zu bauen, ist er umgekehrt der wohlfeilste, wenn man überhaupt in kirchlichem Style, Kirchen und nicht Scheunen bauen will. Er ist der größten Einfachheit, wie des reichsten Schmuckes fähig, und verliert durch jene so wenig seine Anmuth und Würde, als durch diesen seine einfache Großheit. Er soll ferner zu störend abstechen neben benachbarten Bauten in antikem Style. Wir möchten sagen, gerade umgekehrt. Sind die Nachbarn Kirchen, so hat er sie nicht zu fürchten; sind sie weltliche Gebäude, so ist es höchst vortheilhaft, daß in solcher Nachbarschaft die Kirche einen von Theater, Palast, Rathhaus oder Museum verschiedenen Baustyl zeige. Man würde versucht seyn, einen solchen für diesen Zweck zu erfinden, wenn man ihn nicht von den Vätern ererbt hätte. Eine griechische Kirchen- und Theaterhalle unterscheiden sich schwer, was kein Vortheil ist.

Tiefer eingehend scheinen zwei andere Einwendungen oder Bedenken zu seyn. Nach Einigen wäre der germanische Bau erschöpft durch die unerreichbaren Dome des Mittelalters, und trüge zugleich so entschieden den Charakter dieser Epoche, daß er für evangelische Kirchen ein veralteter heißen müßte. Unsere obige geschichtliche Darstellung hat, glauben wir, hier manche Mißverständnisse weggeräumt. Das Mittelalter hat den Spitzbogengewölbbau auf den Kirchenbau angewandt, welchen die damalige Sitte forderte, wir haben ihn mit Freiheit anzuwenden auf unsere Bedürfnisse. Wir haben die altchristliche Basilike vor uns, als Vorwurf germanischer Konstruktion, zum Zwecke des evangelischen Gottesdienstes. Aus diesen drei Elementen ergiebt sich eine unendliche Freiheit des Baues und Mannigfaltigkeit von Altem und Neuem. Ewig werden die Baue des Mittelalters uns Muster bleiben christlichen und germanischen Sinnes: in allen ihren Linien und Zierrathen ist dieser unvergängliche Sinn eben sowohl erkenntlich, als die sterbliche Eigenthümlichkeit jener Zeit. Ein anspruchslos auf die Wahrheit der Darstellung gerichteter Künstlersinn wird bald die Scheidung finden. Für sterblich halten wir auch Vieles im sogenannten Gothischen, wie im gesammten Mittelalter, dem das Reale zu wenig war, wie es uns vielleicht zu viel ist.

Aber (werden Andere sagen) mit aller dieser Freiheit wird man sich in einem gar engen Kreise bewegen, denn der germanische Kirchenbau ist eigentlich nur ein in kolossalen Wiederholungen sich verhüllendes Einerlei, er bedarf des Genius sehr wenig, alles ist vorgeschrieben, während im antiken Baue der Genius eine viel größere Freiheit hat.

Wir stellen dieses gänzlich in Abrede. Gehen wir auf die Vorzeit zurück, so finden wir den germanischen Styl in bewundernswürdiger Mannigfaltigkeit ausgebildet, als deutschen, normanischen, französischen, englischen, spanischen, italiänischen. Und hier bietet die Gegenwart eine früher unbekannte Leichtigkeit anschaulicher Kenntniß und Vergleichung dar, und namentlich vom Standpunkte der evangelischen Wiederherstellung.

Wesentlich aber schließt jener Tadel eigentlich das höchste Lob in sich. Der Styl ist so einzig kirchlich, die Bauweise so großartig einfach, daß selbst ein mäßiger Künstler kaum etwas ganz Schlechtes in diesem Style aufführen kann. Man sieht auch dieß am besten in England,

wo der Vergleich germanischer und romanischer Baue derselben Zeiten, oft derselben Meister, aus allen Theilen der letzten drei Jahrhunderte schlagend jene Ansicht bestätigt. Aber das wolle Niemand behaupten, daß ein Styl, der so wenig Nothwendigkeiten hat, der so vielfach ausgeprägt ist, dessen Geist mit uns geboren, dessen Gefühl uns angeerbt ist, ein ärmlich einfacher sey, dessen Anwendung keinen Genius erfordre. Wir glauben, daß ein Tempel der alten Hellas ungleich leichter zu bauen war, als ein Prachttempel des hadrianischen Zeitalters, daß auch damals jeder mittelmäßige hellenische Architekt ein ganz gutes Gotteshaus baute, denn jener Baustyl war der geeignete und naturgemäße für Tempel, wie der germanische es für Kirchen ist. Allein wir kennen doch nur Ein Parthenon, wie wir nur Einen Kölner Dom kennen.

Uebrigens sind wir weit entfernt, für den germanischen Baustyl eine ausschließliche Geltung und Anwendung zu fordern. Wir meinen nur, daß er immer bei uns der volksthümliche bleiben wird.

Im Allgemeinen aber scheint uns die Aufgabe der Zeit, und namentlich in Deutschland, die zu seyn, daß man immer mehr die Starrheit der Gegensätze zu überwinden suche, die sich, innerhalb eines wesenhaften Typus, der freien Entwicklung entgegen stellen. Wir wollen wahrlich keiner Vermischung des Wesentlich-verschiedenen das Wort reden, denn sie ist Zeichen und Förderung des absterbenden Lebens; wir wollen freie, organische Entwicklung auch auf diesem Gebiete, und eine solche Entwicklung ist Zeichen und Bedingung des naturgemäß fortschreitenden Lebens. Dergleichen zu vermittelnde Gegensätze sind die von Altar und Kanzel (der Gegensatz des Sakraments mit Gebet und der Predigt), als sich gegenseitig feindlicher Elemente: von Langkirche und Viereckkirche, als ausschließlich abend- und morgenländisch: von Bildnerei und Malerei: von Fresken und Mosaik, geschichtlicher und symbolischer Malerei: von deutscher und italiänischer Auffassung des germanischen Styles: von Kuppel und Spitzbogen, und manche andere. Die Ueberwindung dieser Gegensätze ist bedingt durch die lebendige und thatkräftige Auffassung der höheren Einheit beider, durch das Zurückführen jedes der scheinbaren entgegengesetzten Elemente auf ihren innersten Kern, und dadurch die Anwendung eines jeden auf ein bestimmtes Feld, dem ein anderes friedlich zur Seite stehen kann, endlich vermittelst des Durchdringens des Volsthümlichen mit weltgeschichtlichem Geiste. Auch in der Architektur läßt sich nichts Altes buchstäblich wieder beleben, aber es entsteht selten oder nie etwas Dauerndes ohne ein Anschließen an das Wesenhafte der Vergangenheit. Fehlgriffe in Bauwerken lassen sich außerdem nicht verwischen, und sind bei Kirchen schmerzlicher, als bei andern Gebäuden, und zwar im Verhältniß ihrer Größe und Bedeutung.

